

Soziologie der Stadt

Eckardt, Frank

Veröffentlichungsversion / Published Version

Monographie / monograph

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:

transcript Verlag

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Eckardt, F. (2004). *Soziologie der Stadt*. (Einsichten. Themen der Soziologie). Bielefeld: transcript Verlag. <https://doi.org/10.14361/9783839401453>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/3.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/3.0>

FRANK ECKARDT

Soziologie der Stadt

sichten
Soziologische Themen

Ein
Themen der Soziologie
[transcript]

FRANK ECKARDT

Soziologie der Stadt

Die Beiträge der Reihe Einsichten werden durch Materialien im Internet ergänzt, die Sie unter www.transcript-verlag.de abrufen können. Das zu den einzelnen Titeln bereitgestellte Leserforum bietet die Möglichkeit, Kommentare und Anregungen zu veröffentlichen. Wir freuen uns auf Ihre Teilnahme!



Einen Einblick in die ersten 10 Bände der Einsichten gibt die Multi-Media-Anwendung »**Einsichten – Vielsichten**«. Neben **Textauszügen** aus jedem Band enthält die Anwendung ausführliche **Interviews** mit den Autorinnen und Autoren. Die CD-ROM ist gegen eine Schutzgebühr von 2,50 € im Buchhandel und beim Verlag erhältlich.



This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-NoDerivatives 3.0 License.

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

© 2004 transcript Verlag, Bielefeld

Satz: digitron GmbH, Bielefeld

Druck: Majuskel Medienproduktion GmbH, Wetzlar

ISBN 3-89942-145-0

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier mit chlorfrei gebleichtem Zellstoff.

Inhalt

Zur Einführung –

Die Stadtsoziologie auf Diskurssuche 5

Die Stadt der Fragen 6

Die Perspektive der Stadtsoziologie 7

Something happens 9

Klassische Positionen 11

Max Weber (1864-1920) 11

Georg Simmel (1858-1918) 14

Walter Benjamin (1892-1940) 17

»Chicago School« (1920-1940) 21

Henri Lefèbvre (1901-1991) 24

Theoretische Zugänge und Themen 27

Die Stadt in der Moderne 27

Inklusion 28

Differenzierung 31

Die Grenzen des Urbanen 34

Segregation 34

Exklusion 37

Anomie 41

Die Stadt als Raum 44

Zeit und Raum 45

Symbolischer Interaktionismus 48

»New Urban Sociology« 52

Postmoderne Urbanität 56

»Los Angeles School« 56

Postfordistische Stadtsoziologie 59

Stadt und Kultur 63

Urban Cultural Turn 64

Semiotik des Urbanen 67

Lebensstile 71

Gendering the City 76

Die Stadt als Diskurs 79

Globalisierte Städte, urbanisierte Globalität 83

Global Cities 84

Dual or Divided? 86

Informational Cities 89

Metropolisierung 93

Städtische Kulturindustrien 95

Transnationale Migration 99

Living the Global City 102

»New Urban Wars« 105

Stadtsoziologie nach der »Grand Narration« 108

Anmerkungen 113

Literatur 115

Zur Einführung – Die Stadtsoziologie auf Diskurssuche

»Die Stadt sagt alles, was du zu denken hast, lässt dich ihre Rede wiederholen, und während du Tamara zu besuchen glaubst, registrierst du nur die Namen, mit denen sie sich selbst und alle ihre Teile bezeichnet. Wie die Stadt unter der dichten Hülle von Zeichen wirklich ist, was sie enthält oder verbirgt – der Mensch verlässt Tamara, ohne es erfahren zu haben« (Italo Calvino, Die Unsichtbaren Städte, 2002).

Tamara wirklich zu erkennen, der fiktive Bericht des Marco Polo an den chinesischen Kaiser ist da sehr pessimistisch, scheint unmöglich. Und wie mit dieser erfundenen Romanstadt, so verhält es sich auch mit der »Stadt« insgesamt. Je nach Anschauung wird man diesem schon von Max Weber in Anführungszeichen benutzten Begriff verschiedene Attribute und Namen geben, ohne dass uns bis heute eine wirklich überzeugende Formel vorgelegt wurde. Auf die Frage, was die Stadt sei, eine Antwort zu suchen, gleicht daher einem gefährlichen Unternehmen, bei dem zwangsläufig Widerspruch provoziert wird.

Es haben sich zwei Strategien herausgebildet, um mit der Notlage, die »Stadt« eigentlich nicht definieren zu können, umzugehen. Einerseits lässt sich durch die Konkretisierung von Forschungsfragen die Relevanz einer Stadt-Definition weitgehend ausblenden. Hierbei werden oftmals unhinterfragt Raum- und Stadtkonzeptionen verwendet, die bei näherem Hinschauen als kritisch zu betrachten sind. Beispielsweise ist es zur Mode geworden, Lebensstile in Städten zu untersuchen und dabei nur zu fragen, wie sich Menschen in Städten oder in öffentlichen Räumen verhalten. Diese Mensch-in-Raum-Perspektive lässt außer Betracht, dass Städte auch von Menschen gemacht, angenommen, verändert und zerstört werden. Der Erkenntniswert dieser Studien ist dann auch nur sehr eingeschränkt verwendungsfähig.

Geradezu konträr verweigern andererseits theoretisch avancierte Positionen bezüglich des verwendeten Stadtbegriffes jene

Nahperspektive, die ihre stadtsoziologische Forschung auf konkrete Frage- und Problemstellungen herunterbrechen würde. Dies lässt die Disziplin, wenn sie von der Stadt als Körper, Text oder Diskurs redet, etwas weltfremd erscheinen. Die für die Städtebauer, Architekten, Politiker und Stadtplaner offensichtliche Zumutung verhindert aber, dass das urbane Universum »Stadt« mit dem physischen Raum verwechselt wird. Der Stadtforscher wird – wie Italo Calvino – immer spüren, dass die Stadt mehr ist als die Straßenkarte, der Bebauungsplan, die Umfrage-Statistik oder die über sie berichtenden Medien, ohne all dem eine eigene Konzeption von der »Stadt« entgegenstellen zu können. In gewisser Weise ist er, wie man einmal den Frankfurter Architekten, Soziologen und Journalisten Siegfried Kracauer titulierte hat, ein ›Lumpensammler‹, der aus den Befunden der verschiedensten Disziplinen ein Bild von der Stadt zeichnet und versucht, dieses in allgemeine Gesetze über das städtische Leben zu übertragen.

DIE STADT DER FRAGEN

Die Stadt ist der Ort der großen Fragen. Wie entwickeln sich Städte, was haben sie gemein und wie unterscheiden sie sich? Warum sind einige Städte bezüglich der an sie gestellten wirtschaftlichen und sozialen Herausforderungen erfolgreich und andere nicht? In welcher Weise spiegeln Städte die allgemeinen Tendenzen der Gesellschaft und wie verursachen sie selbst Umbrüche und Veränderungen unseres Lebens?

Im Laufe der letzten 100 Jahre, in denen sich Soziologen mit der »Stadt« beschäftigt haben, wurden auf diese und benachbarte Fragekomplexe Antworten gesucht. Es soll schon an dieser Stelle darauf hingewiesen werden, dass *die* Stadtsoziologie als eine einheitliche Fachdisziplin nicht besteht und nicht auf eine eigene Tradition zurückblicken kann. Zwar gibt es inzwischen eine stattliche Anzahl von Soziologen, die an internationalen und nationalen Sektionen teilnehmen, aber eine einigende Klammer für deren Forschungsprogramm lässt sich kaum erkennen.

Vermutlich jeder Soziologe, der sich mit der »Stadt« beschäftigt, erfährt zeitweilig eine Krise und unterliegt dann der Versu-

chung, sich auf einen etablierten Kanon des eigenen Fachdiskurses stützen zu wollen. Doch die Freiheit des Disziplinenlosen ist zugleich eine Chance. Denn es gibt so viele Quellen außerhalb der Stadtsoziologie, die ihm den Gegenstand »Stadt« näher bringen können, wenn er nur den Mut hat, sich auf diese einzulassen. Architekten, Literaten, Künstler, aber auch Stadtplaner, Kommunalbeamte, Sozialarbeiter und vor allem die Experten des alltäglichen Raumes wie Postboten, Kioskbesitzer, Straßenbahnfahrer, Einwanderer oder Obdachlose können dem Stadtsoziologen die Augen öffnen. Dann findet er zumindest vorläufige und bruchstückhafte Antworten auf seine großen Fragen.

Verdienstvoll mag es bereits sein, dass die Stadtsoziologie über allgemeine erkenntnistheoretische Desiderate hinausgewachsen ist und nun zu einigen konzeptionellen Fragen wie der Thematisierung des Raums, der innerstädtischen Differenzierung und Kommunikation sowie zu Problemen der Segregation und zum abweichenden Verhalten einen Forschungsstand aufzuweisen hat, der in diesem Einführungsband ansatzweise und sehr selektiv zusammengetragen wird.

DIE PERSPEKTIVE DER STADTSOZIOLOGIE

Es bleibt die Frage, wozu eine Stadtsoziologie notwendig ist, wenn es schon so vielstimmig in der und um die »Stadt« zugeht. Was hat die Soziologie dem noch hinzuzufügen? Erstens bemüht sie sich, die verschiedenen Auffassungen und Ansichten unterschiedlichster Nutzer und Bewohner der Städte zusammenzuführen. Zu Recht wird von ihr erwartet, die Stimmen der Benutzer und Nutzer von Städten zu kennen und denen zu vermitteln, die mit den Interessen der Stadtbewohner umzugehen haben. Zweitens ist es ihr Anliegen, zwischen zu komplexen und zu simplifizierenden Konzeptionen über die »Stadt« zu balancieren, so dass »Urbanität« kein ›Wolkenkuckucksheim‹ und keine lebensferne Planbarkeitsfantasie wird.

Es ist daher auch nicht die Deutungshoheit über den Gegenstand »Stadt«, den zu erklären wohl niemand in der Lage ist, sondern das von Everett C. Hughes beschriebene »soziologische Au-

ge«, das den Stadtsoziologen auszeichnet und das ihn befähigt, sich in der Kakophonie der Urbanitätsdebatten zu Wort zu melden. Wahrscheinlich ließen sich noch weitergehende Ansprüche formulieren, die allerdings die Gefahr beinhalten würden, die Entwicklungsdynamik der Stadtsoziologie als Disziplin einzuschränken.

Die Soziologie ist selbst ein Produkt der »Stadt«. Es ist kein Zufall, dass das erste soziologische Institut in Chicago eingerichtet wurde, zu einer Zeit, in der die Stadt durch eine rasante Industrialisierung und Massenzuwanderung explosiv wuchs. Doch weder die ›Klassiker‹ der Soziologie noch spätere Autoren haben sich selbst als »Stadtsoziologen« tituliert. Eine Ahnenreihe an den Beginn dieses Bandes zu stellen, läuft daher Gefahr, als falsche Inanspruchnahme missverstanden zu werden. Jedoch: Was wäre von einer Disziplin zu halten, die bei ihren produktivsten Autoren nicht nach Antworten auf ihre ureigensten Fragen sucht? In diesem Sinne sollen die Größen der Soziologie hier nicht vereinamht, sondern hinsichtlich ihrer Konzepte für die Problemlagen der heutigen Stadtgesellschaften als *klassische Positionen* rezipiert werden. Vieles ist von späteren Ansätzen aufgegriffen worden, von denen einige im Kapitel *Theoretische Zugänge und Themen* dargestellt werden. Dazu gehört eine Einordnung der Stadtsoziologie in den übergeordneten Diskurs über die Moderne und eine Diskussion solcher Positionen, die eine postmoderne Urbanität analysieren. Reflektiert werden soll insbesondere die Entwicklung von grundlegenden Fragestellungen des Raumes, in dem das Forschungsobjekt Stadt eingebettet ist. Aufgegriffen wird in diesem Kapitel auch die Diskussion um die Grenzen der Integrationsfähigkeit der Stadt, die durch Segregation, Exklusion und Anomie bedroht ist. Hierbei soll auch die Funktion kultureller Distinktion aufgegriffen werden, die eine Brücke zu theoretischen Fragestellungen des so genannten »Urban Cultural Turn« und anderen noch weniger etablierten Theoriestränge in der Stadtsoziologie, wie den »Gender Studies« und der Diskurstheorie, schlagen.

SOMETHING HAPPENS

»Auf dem Djemaa el-Fna lässt sich's sehen, hören, riechen, schmecken und auch schon mal fummeln, zum höheren Ruhm der fünf Sinne. Auf seinen Café-Terrassen [...] reden die Menschen über alles und nehmen Anstoß an nichts. Auf dem Platz fließen Epochen und Kulturen zusammen, das Mittelalter lebt fort in der globalisierten Gesellschaft, die Achronie ist tägliches Brot« (Juan Goytisolo, *Hymne auf den großen Platz*, 2002).

Es wird eng für eine Stadtsoziologie, die nicht zur Kenntnis nimmt, dass ihr Gegenstand spätestens mit der Globalisierung ein Stück verloren gegangen ist. Grundlegende Veränderungen treten insbesondere in den städtischen Gesellschaften zu Tage, die zugleich als deren (Pro-)Motoren fungieren. Bestimmte Städte scheinen sich dabei sogar als »Global Cities« mit einer besonderen Position in den weltweiten ökonomischen Austauschprozessen beschreiben zu lassen (vgl. Sassen 1991).

Die Geschichte der Urbanisierung ist beendet, denn es gibt keine andere mehr. Aber wenn alles städtisch wird, wird auch zugleich alles raumlos und unspezifisch. Die moderne Großstadt dankt als Paradigma für die Stadtsoziologie ab, die *flow*-Urbanität tritt geltungsmächtig auf: Der globale Strom von Menschen, Gütern, Dienstleistungen, Zeichen, Bildern und Lebenskonzepten stellt die verfasste Stadt der Moderne in Frage.

Die globalisierte Stadt droht in einer eigenartigen Weise geschichtslos zu werden, aus den Ereignissen werden *Events*, statt von einer holistischen Stadtentwicklung kann man nur noch von einer vielfältigen Fragmentierung der verschiedensten Lebenswelten reden. *Den* Stadtbürger gibt es zunehmend weniger. Kulturen und Epochen werden jenseits der modernistischen Perspektive in urbane Kontexte eingepflanzt. Grundlegende soziologische Verständnisse von Zeit, Nähe, Ferne, Nachbarschaft, Gemeinschaft, Milieu und Macht werden extensiviert, bis über den Äquator, den Ural und den Indischen Ozean ausgedehnt. Die Transnationali-

sierung urbanen Lebens stellt die größte Herausforderung für die heutige Stadtsoziologie dar.

Mit der paradoxalen Erkenntnis, dass Städte gerade durch die Globalisierung eine neue Bedeutung bekommen haben und zugleich mit dem Verlust der modernen ›Integrationsfunktion‹ ihre essenzialistische Raum-Identität in Frage gestellt ist, bietet sich – so die Hauptthese des Kapitels *Globalisierte Städte, urbanisierte Globalität* – der Stadtsoziologie eine neue Leitperspektive an. »Raum« und »Stadt« verbleiben als Kernkonzepte bestehen, aber sie sind durch die Globalisierung in besonderer Weise einer Redefinition unterworfen. Im Wesentlichen lässt sich an ihnen die Essenz der neuen weltweiten Vergesellschaftungen ausmachen, so dass den ersten Ergebnissen der stadtsoziologischen Globalisierungsdebatte besondere Bedeutung geschenkt wird.

Die Auswahl von Grundlagentexten ist eine zweifelhafte Angelegenheit und hat sich kanonkritischen Fragen zu stellen. Während Max Weber in stadtsoziologischen Kontexten selten zitiert wird, rezipieren insbesondere Forschungen zu Lebensstilen die Werke von Georg Simmel. Walter Benjamin halten viele für zu sperrig, um für eine anwendungsrelevante Forschung benutzt zu werden. Eine marxistische Stadtsoziologie, in diesem Band durch das Werk von Henri Lefèbvre präsentiert, gilt ob seines Namensgebers schon per se als verpönt. Und gegen die »Chicago School«, Dreh- und Angelpunkt vieler Theorieansätze, lässt sich schließlich einbringen, dass sie ein sozialökologisches Menschenbild in ihrer Forschung mitliefert, das deren Arbeiten insgesamt diskreditiere.

Im Folgenden werden diese Einwände gegen die rezipierten Texte und Autoren nicht weiter beachtet, sondern nur an dieser Stelle vorab als generelle Warnung dem Leser mitgegeben. Der Autor ist der Meinung, dass sich ein neues Lesen der hier vorgestellten fünf klassischen Positionen lohnt, weil mit ihnen Akzente der Stadtsoziologie deutlich werden, die bis heute relevante Aspekte urbaner Gesellschaften thematisieren. Es sind also letztlich mehr die Themen und Fragen, denen nachgegangen wird, als dass den Positionen zwanghaft eine Aktualisierung angeidehen soll. Die Autorität der vorgeschlagenen Referenzautoren für die Stadtsoziologie wird dabei kritisch als eine konstruierte, aber dennoch zu rechtfertigende vorausgesetzt. Sie dient der Hinführung zu Themenkomplexen und theoretischen Ansätzen, die zusammen das Themenfeld »Stadtsoziologie« so unübersichtlich, schwierig und attraktiv machen wie die Stadt selbst.

MAX WEBER (1864-1920)

Nicht wenigen heutigen Stadtsoziologen ist die »Amerikanisierung« unserer Städte ein Anliegen. Topos unzähliger Talkshows, aber auch wissenschaftlicher Debatten, ist die Frage, ob es einen Verlust der städtischen Kultur und Demokratie gebe (vgl. Scaglia

2001: 49), wenn »McDonalds«, »Walmart« und andere weltweit operierende Franchise-Unternehmen, zumeist nach US-amerikanischen Muster, »unsere« Innenstädte einnehmen. Die europäische Stadt wird als Kontrapunkt beschworen, der Verlust einer tradierten Stadtkultur wird als eine neue Phase der Stadtentwicklung verstanden (vgl. Häußermann/Siebel 1987).

Mit Max Webers unvollendet gebliebenem Text »Die Stadt« (Weber 2000) werden Rückgriffe ermöglicht auf die Vorstellungen darüber, was die europäische Stadt in ihrem Kern kennzeichnet. Im Rahmen seiner universalgeschichtlichen Kulturvergleiche bezieht Weber auf dem Hintergrund der rasanten Stadtentwicklung am Beginn des 20. Jahrhunderts eine Vergleichsperspektive, bei der vor allem die asiatischen und orientalischen Städte als Gegenbild zu denen Europas herangezogen werden. Hierbei fällt ihm vor allem die fehlende Autonomie in den Städten Chinas, Indiens und Japans auf. Diese konnte sich dort aus verschiedenen Gründen nicht entwickeln, sehr wohl aber in Europa eine eigene Gestalt annehmen. Weber geht hierbei über die formale Selbständigkeit der europäischen Städte hinaus und betrachtet die gesellschaftliche Substanz urbaner Gesellschaften. Zentrale Kategorie für die Analyse der Entwicklung der europäischen Städte ist für ihn die »Verbrüderung«. Dieser Begriff ist mit Bezug auf die christliche Lehre bewusst ausgewählt worden, da die von Petrus geschilderte Tischgemeinschaft für Weber eine Institutionalisierung von Kontakten zwischen nicht-sippengebundenen Menschen ermöglicht: »Ohne Kommensalität, christlich gesprochen: ohne gemeinsames Abendmahl, sind gar eine Eidbrüderschaft und ein mittelalterliches Stadtbürgertum gar nicht möglich« (Weber 2001, I/20: 96).

Ohne den grundlegenden Vergesellschaftungsakt der Verbrüderung konnten keine städtischen *conjuraciones* entstehen, in denen sich die Bürger einer Stadt ein gemeinsames Stadtbürgerrecht zuerkannten und sich ihm verpflichteten. Damit hat eine usurpatorische Handlung gegen die antike Auffassung des herrschaftlichen Synoikismus stattgefunden. Die Bürgerschaft etablierte sich als Träger der städtischen Geschehnisse. Mit diesem Wandel – der Text »Die Stadt« sollte wahrscheinlich in das Hauptwerk Webers »Wirtschaft und Gesellschaft« eingefügt wer-

den – veränderte sich die ökonomische Grundlage der mittelalterlichen gegenüber der antiken Stadt. Dies hat in erster Linie mit einer relativierten Rolle der Agrargesellschaft des Mittelalters zu tun, dem auch die städtischen Eliten in ihrer Werterhaltung Tribut zollten. Sie mussten nun breiteren Schichten eine Teilhabe an den städtischen Errungenschaften ermöglichen. Nicht mehr die antike Wehrbarkeit begründete das Bürgerrecht, sondern die Bedeutung des Einzelnen für die Stadtökonomie in Friedenszeiten. Somit wurde die bürgerliche Partizipation mit der Teilhabe an einem rationalen Wirtschaftsbetrieb verknüpft.

Obwohl Weber ausdrücklich vor einer an Entwicklungsstadien orientierten Stadtypologie warnt und die Wirklichkeit der meisten Städte als »Mischtypen« kennzeichnet, ist doch seine ursprüngliche Intention, geschichtliche Entwicklungen in einen Zusammenhang mit sozialen Vorgängen zu stellen, auch in »Die Stadt« erkennbar. Die europäische Stadt hat sich gemäß den Gegebenheiten durch Zünfte, Gilden und Gründungsakte konstituiert und eine soziale Schicht, das Bürgertum, herausgebildet, die als Träger urbaner Lebensweisen und politischer wie ökonomischer Vorstellungen fungierte. Dieser Grundgedanke Webers wird nur auf dem Hintergrund seiner Rationalisierungstheorie verständlich (vgl. Chon 1985). Die okzidentale Stadt lässt sich kennzeichnen als Produkt eines Rationalisierungsprozesses in Form eines »anstaltsmäßig vergesellschafteten, mit besonderen und charakteristischen Organen ausgestatteten Verbandes von Bürgern« (Weber 2001, I: 743).

Im Lichte der heute zugänglichen Quellen und der neueren historischen Forschungen ist das Weber'sche Erbe allerdings fragwürdig geworden (vgl. Meier 1994). Die antike Stadt war bei weitem rationaler gestaltet. Es galten die Anstaltsverbände in Rom und Athen mehr als die persönlichen Kontakte. Das antike Stadtsystem hat mehr auf Akzeptanz als auf politischer Teilhabe beruht. Deshalb ergibt sich auch keine eigentliche Bruchstelle zur mediävalen Urbanität. Zweifel gelten hier an der Weber'schen Konzeption der christlich gefärbten »Verbrüderungen«, die zu den stadtgründerischen *conjuraciones* geführt haben sollen. Auch die Überbetonung des spätmittelalterlichen Gesinnungswandels für die Entstehung der kapitalistischen Gesellschaft lässt sich als

Manko anführen. Wenig Augenmerk richtet Weber ebenfalls auf die Bedeutung der mittelalterlichen Kriege. Er unterschätzt ihren Einfluss und gibt konsequenterweise der Stadtentwicklung in Friedenszeiten ein übermäßiges Gewicht. Bezüglich der nicht-okzidental Städte kann zwar tatsächlich ein Fehlen der bürgerlichen »Anstalten« nachgewiesen werden. Mit dieser Negativfolie erklärt sich die Entwicklung urbanen Lebens außerhalb Europas allerdings noch nicht (vgl. Bruhns/Nippel 2000).

Will man nicht generell auf eine Typologie von Städten verzichten, so bereitet eine historisch unterfütterte Konzeption einer wie auch immer zu umschreibenden »Europäischen Stadt« größte Schwierigkeiten. Somit stellt Webers elaborierter Ansatz in erster Linie kein »essenzialistisches« Vorhaben dar, bei dem es um die Zuerkennung einer Charaktereigenschaft für die besondere Form der Städte Europas geht. Vielmehr hat sein Idealtypus der okzidental Stadt verdeutlichen können, in welcher Weise Akteure des städtischen Lebens zu einem Wertekanon von Urbanität beitragen. Dass er hierbei in vieler Hinsicht sein empirisches Material in einer – zumindest vom heutigen Standpunkt aus gesehen – nicht verträglichen Weise verallgemeinern musste, kann ihm nicht angelastet werden.

Weber hat der Stadtsoziologie zwei grundlegende Forschungsstrategien aufgegeben: *Erstens* ist städtisches Leben nur aufgrund einer geschichtlichen Entwicklungsanalyse zu verstehen, wobei es nicht um eine deskriptive Einzelfallschilderung gehen kann. *Zweitens* sind Städte vielmehr vergleichend auf der Grundlage von analytischen Begriffen zu untersuchen, wobei die Kategorien von Weber (Herrschaft, Legitimität und Rationalität) noch keineswegs *ad acta* zu legen sind (vgl. Le Galès 2002).

GEORG SIMMEL (1858-1918)

Kann Webers Anliegen so verstanden werden, dass er die Vorgeschichte der typisch europäischen Stadtentwicklung erklären möchte, so wird mit Georg Simmel die Innenperspektive der modernen Großstadt auf der Mikroebene thematisiert. Hierbei geht es Simmel weniger um den harmonischen Part des städtischen

Zusammenlebens, sondern vielmehr um die Schwierigkeit, an der Reizflut des städtischen Lebens nicht verrückt zu werden.

Simmel, der seine alltäglichen Spaziergänge in der pulsierenden Metropole Berlins zum Ende des 19. Jahrhunderts unternahm, kannte aus eigener Anschauung den von ihm zugesprochenen Effekt, den das Großstadtleben auf die gesellschaftliche Konstruktion des Geisteslebens hat. Für ihn ist das Wichtigste, dass der Einzelne mit einer außergewöhnlichen Erlebnisvielfalt konfrontiert wird. Dadurch werde das »Nervenleben« angeregt, aber es entstehe auch eine Neurasthenie, die sich in unorientierter Sehnsucht und wirrer Halt- und Rastlosigkeit niederschlägt (Simmel 1995: 116ff.). Der Mensch ist nicht mehr in Schopenhauers »Wildschwein-Dilemma« – Nähe und Wärme suchen, ohne gestochen zu werden – eingebunden, sondern muss sich durch eine Blasiertheit gegen die Hyperästhesie schützen. Diese Großstadtneurosen führen dazu, dass sich die Distanzierungsbemühungen räumlich abbilden: Soweit sie beispielsweise durch den Geruchssinn verursacht sind, komme es zu Konzentrationen bestimmter sozialer Gruppen in der Stadt – problematisch hier die von Simmel angeführten Beispiele wie die »Neger« in Amerika und die Juden in Europa –, womit die Störung durch den fremden Geruch verhindert werde. Gleichzeitig betont Simmel, dass gegen die gesellschaftliche Nivellierung durch die räumliche Architektur der Großstadt ein überzogener Subjektivismus entstehe, welcher der Persönlichkeit keine Chance gegenüber den Formungen des Gemeinschaftslebens lässt. Simmels Betonung des Fragmentarischen als Charakteristikum urbanen Lebens eignet sich als Blaupause für die Analyse der modernen Gesellschaft insgesamt (vgl. Frisby 1989). Das Beziehungsgeflecht zwischen multipler Raumeignung und Wahrnehmung konstituiert die *Wechselwirkungen* zwischen den Individuen.

Individuelle Erkenntnisweisen durch Sinnesüberreizung stellen für Simmel ein soziologisches Apriori der modernen ausdifferenzierten Gesellschaft dar. Das Labyrinth, Synonym für Gesellschaft und Großstadt gleichermaßen, ist ästhetisch erfahrbar. Die durch blasierte Selektivität entstandene Fragmentalität wird so wieder aufgehoben (vgl. Böhringer 1995: 182). Persönliche Erfahrung und die soziologische Erkenntnis von Gesellschaft stellen

sich gegen die Homogenisierung der Erlebnisqualitäten der modernen Produktionsweisen. Diese organisieren sich als Routine, erzeugen Entfremdung und verdinglichen die subjektive Erfahrung, zu der die großstädtische Nervosität ihre Zuflucht sucht. Anhand von Beobachtungsanalysen, etwa über die Stilisierung der Wohnungseinrichtung oder die Massenproduktion von Modkleidung, erläutert Simmel die Beziehung zwischen individueller Erfahrung und gesellschaftlicher Entäußerung des Subjekts: »Für das neuzeitliche Leben mit seiner individualistischen Zersplitterung ist dieses Homogenitätsmoment der Mode besonders bedeutsam [...]. Je nervöser ein Zeitalter ist, desto rascher werden seine Moden wechseln, weil das Bedürfnis nach Unterschiedsreizen, einer der wesentlichen Träger aller Mode, mit der Erschlaffung der Nervenenergien Hand in Hand geht« (Simmel 1999: 39).

Psychologisch werden die Beziehungen zwischen den Sinnesindrücken und den Handlungsweisen des Einzelnen von Simmel nicht nur auf das Individuum bezogen. Für ihn gelten sie vielmehr als Realität des objektiven Geistes, der formvermittelt physisch wie psychisch sichtbar wird. Die Persönlichkeit und die Geselligkeit bieten Refugien für die Aufrechterhaltung der Wahrnehmungspotenziale in einer auf Zirkularität und Monetarisierung beruhenden Wirtschaftsmoderne. Individualität ist in erkenntnistheoretischer Hinsicht der Ausgangspunkt für einen Bewusstseinssträger, der in die sozialen Apriori der Gesellschaft eingebunden ist (vgl. Ebers 1995). Der einzelne Mensch besteht nicht in einer Reinform, authentisch in seiner Ursprünglichkeit, sondern ist vielmehr auf die Gesellschaft in seiner Masse angewiesen. In Befolgung des individuellen Gesetzes, der eigenen Normen und Werte entwickelt sich hingegen die individuelle Persönlichkeit (vgl. Mahlmann 1983).

Bedeutung hat Simmels Ansatz vor allem in den 1990er Jahren gewonnen, als städtische Lebensstile in der Stadtsoziologie Aufmerksamkeit fanden (vgl. Rémy 1997). Simmel hat keinen eindeutigen Begriff des »Lebensstils« erarbeitet, dennoch sind seine Überlegungen nach wie vor wertvoll für die Thematisierung der pluralisierten Lebenswelten der heutigen Städte. Direktheit und unmittelbares Erkennen lassen nach Simmel das soziale Le-

ben sinnlich erfahrbar werden. Dabei vollzieht sich das geistige Erkennen über die sinnliche Erfahrung zum sozialen Erleben: Erleben wird durch das Erkennen und Erfahren gebildet (vgl. Simmel 1999, XIII: 149). Das Erleben stellt dabei die direkte Form und den Inhalt des Erkennens dar. Im Erleben liegt eine geringere Reflexionsintensität und Distanziertheit zum Leben: »Es ist der Ausdruck für unser ganz primäres Weltverhältnis, mit ihm fängt also, absolut genommen, auch die Erkenntnis an« (ebd.: 150). Jegliches Erleben ist in diesem Sinne in einer Erfassung durch Interpretationen eingebettet. Simmel thematisiert mit seinem Erlebnisbegriff auch jene in der verstandesgeleiteten Erkenntnis unterdrückte Gefühlsseite der Wahrnehmung (vgl. Schumann 1987). Aus den Wechselwirkungen entwickeln sich »soziale Gefühle«, die das Erleben organisieren (vgl. Simmel 1983). In der Liebe als der extremsten Form der zwischen Fremden in der Stadt möglichen Wechselwirkung verschmelzen die Perspektiven, realisiert sich das so genannte dritte soziologische Apriori durch eine Verinnerlichung der Ich-Du-Bilder. Die Trennung von Erleben und Handeln wird also zugunsten einer Erkenntnisstrategie für das Zwischenmenschliche des Alltags aufgehoben. Für die Stadtsoziologie liefert Simmel damit ein »soziologisches Röntgenbild der inneren Urbanisierung« (L. Müller 1988: 32).

WALTER BENJAMIN (1892-1940)

»Sich in einer Stadt nicht zurechtzufinden heißt nicht viel. In einer Stadt sich aber zu verirren, wie man in einem Walde sich verirrt, braucht Schule« (Klappentext zu Benjamin »Berliner Kindheit«, 1987).

Moskau, Berlin, Paris und viele andere Städte hat Walter Benjamin besucht, erlebt und beschrieben. Durch welche Schule ist er dabei gegangen und welche hat er uns anzubieten? Ganz offensichtlich nähert sich Benjamin städtischem Leben auf eine wissenschaftlich unkonventionelle Art und Weise. Seine Methodik bemüht sich um die Einbeziehung jener Aspekte des Urbanen,

die sich weder hinreichend mit Stadtplänen noch Statistiken erfassen lassen. Benjamin ist aus diesem Grunde im Wissenschaftsbetrieb gescheitert und hat kein kohärentes Werk hinterlassen, wohl aber einen anspruchsvollen Bezug zu jenen unsichtbaren Fäden städtischer Gesellschaft, die sich in der Beziehung von Menschen zu ihrer auch architektonischen Umwelt auffinden lassen. Die Unterwelt des Sichtbaren soll freigelegt und erkennbar werden.

Für Benjamin wird der Raum durch die Zerstückelung der Wahrnehmung – »chockhaft« im Rausch, der Traumwelt und Erinnerung – anschaulich. Als Forscher »profanisiert« (M. Cohen 1995) Benjamin seine Wahrnehmungsstrategien, grenzt sich als Leser, Denker, Wartender und Flaneur vom Opiumsüchtigen ab. Somit werden »Gebiete urbar gemacht, auf denen bisher nur der Wahnsinn wuchert« (Benjamin 1971, V: 570f.). Mit Großaufnahmen, Zeitlupen, Stopptrick und Montagen kann die Unsichtbarkeit der städtischen Wirklichkeit erkundet werden. Für Benjamin ist die Erinnerung an die unsinnliche Erfahrung ein Verlust, den die Moderne erleidet. Erinnerung vollzieht sich als eine gegenwartsbezogene Wirklichkeitswahrnehmung. Trotz eines betont poetischen Verfahrens setzt Benjamin die Wiederbelebung der Erinnerung gegen das Proust'sche Beschreiben der *mémoire involontaire* (vgl. Teschke 2000). Das Hervorrufen von Erinnerung ist ein bewusst steuerbarer Prozess. Hierbei ist die Stadt der Erinnerung mnemonisch hilfreich. Organisiert wird der Erinnerungsprozess über das Evozieren von Bildern anhand von erinnerungstragenden Gegenständen. Es ist ein originär visueller und visionärer Vorgang. Erinnerung ist eine rettende Kritik, die vor allem die »Tradition der Unterdrückten« (Benjamin 1971, I: 697) zum Inhalt hat. Benjamin untersucht jene Orte, die sich als Archive der unsinnlichen Korrespondenzen ausmachen lassen. Dort brechen sich die Bilder des Glücks durch die gesellschaftlichen Herrschaftsverhältnisse, da die »chockhafte« Wahrnehmung mit der Beschleunigung des Sehens in Fabriken und städtischen Lebenswelten korrespondiert.

In den Pariser Passagen begibt sich Benjamin auf die Suche nach den »geschichtlichen Variablen der menschlichen Wahrnehmung« (ebd., III: 525). Das »Passagen-Werk« wird erkennt-

nistheoretisch anspruchsvoll als eine »Erbschaft des Surrealismus« ausgewiesen. Es soll rekonstruiert werden, in welcher Weise die Gesellschaft sich in ihren Eigenbildern selbst versteht und erträumt. Paris stellt einen Mikrokosmos oder parabelhaft eine »Monade« der Moderne dar. Räumliche Gestaltung, die von ihr vorgeprägten Wahrnehmungsmöglichkeiten und die soziale Transformation des Wahrnehmenden zum Konsumenten sollen miteinander in Verbindung gebracht werden: Traumbilder der Architektur entstehen in einem historisch-gesellschaftlichen Kontext (vgl. Menninghaus 1986).

Als Schlüsselement der Analyse bietet sich die Auseinandersetzung mit der Repräsentation der Ware an. Die von Karl Marx (1818-1883) bereits geleistete Konzeption der *Fetischisierung der Waren* im kapitalistischen Wirtschaftssystem gibt dem Ausstellungsprozess von Verkaufsgegenständen in den Passagen ihre gesellschaftliche Bedeutung. Benjamin fokussiert auf die in der Schaufensterwelt eingeschlossene »Phantasmagorie«, die kollektivpsychologischen Versprechen, die mit der Ware verkauft werden. Ihre Auswirkungen betrachtet Benjamin als gesellschaftliche Restrukturierung der kulturellen Bourgeoisie, die im 19. Jahrhundert einer kritischen Transformation unterlaufe. Der Flaneur als neuer Interpret der Bilder der Warengesellschaft verbindet die Rezeption der subkutan überlieferten Versprechen der Vergangenheit mit einer Fortschrittshoffnung. Die Figur des Flaneurs ist eine personalisierte Allegorie der Moderne per se. Verdinglicht als Ware reproduziert er die moderne Phantasie, über sich selbst und über die Warenvielfalt bestimmen zu können. Zwischen der Veräußerung und der Aneignung der Umwelt balanciert der Flaneur über den in der Allegorie zusammengefassten Gegensätzen: Sehen und gesehen werden. Er verirrt sich in dem Gestrück der eigenen wie fremden Blicke, um sich dort zu verlieren und zu sich zu finden. Die Allegorie der Moderne realisiert somit die Ähnlichkeit des Labyrinths auf ihre Weise. Für den Moment der Erkenntnis sind deshalb begünstigende Umstände notwendig, eine sich nur flüchtig ergebende Gleichzeitigkeit von semantischen Potenzialen und erkenntnissubjektiver Arbeit.

Mit der »Einbahnstraße« hatte Benjamin (1955) verdeutlicht, in welcher Weise er seine erkenntnistheoretischen Ansatz umsetzen

wollte: »Ich habe nichts zu sagen. Nur zu zeigen« (Benjamin 1971, V: 574). Sicherlich inspiriert von der Montage der Literatur, die in den 1930er Jahren populär geworden war und die Benjamin nicht zuletzt in seiner Rezension von Alexander Döblins »Alexanderplatz« als ergiebig einstuft (ebd., III: 230-236), betrachtete er sein eigenes Vorhaben als ein Analogon. Seine Beschränkung auf »Dokumente« und die in Anbindung an soziologische Theoreme stehende Strukturierung der verarbeiteten Empirie grenzen das »Passagen-Projekt« als wissenschaftliches Unternehmen ab gegenüber der poetischen Odyssee Baudelaires »nach Reimbeute durch die Stadt« (ebd., I: 583) ab. Konstruiert wird die Verknüpfung theoretischer Thematik und dokumentierter Geschichte sinnbildlich anhand architektonischer Konstrukte wie dem Gerüst oder der Straße. Sie gelten ihm als adäquat für die Reflexion der modernen Wahrnehmungsordnung. In gleicher Weise bildet der New Yorker Central Park für Benjamins »Zentralpark« die städtebauliche Matrix, die textlich parallelisiert werden soll (ebd., I/2: 655-690). Die städtebaulichen Anleihen sollen eine größere Annäherung an die Räume der Realität ermöglichen. Benjamin koppelt die erkenntnistheoretische Strategie von dem Ziel des argumentativen Erkenntnisgewinns ab. Stattdessen tritt die »anschauliche Vergegenwärtigung von Bildern« (ebd., I: 217) in den Vordergrund. Benjamin wächst über Simmel in seinem erkenntnistheoretischen Vorgehen hinaus und modelliert die Textproduktion entsprechend den Formen der Wahrnehmung. Die Straße wird als ein die Wahrnehmung ordnendes Prinzip verstanden, in der sich Bruchstücke einer empfundenen Wirklichkeit aneinander reihen lassen.

In den 1990er Jahren wurden Benjamins Arbeiten zur Stadt stärker wahrgenommen und das »Passagen-Werk« wurde in seiner Unvollendetheit schließlich doch publiziert (Benjamin 2002). Graeme Gilloch (1996) bewies zudem, dass sich das vielfältige Forschungsinteresse und -vorgehen Benjamins sinnvoll in eine phänomenologische, mythologische, historische, politische und literarische Dimension strukturieren lässt. Die Schule Benjamins verknüpft in diesem Sinne makrotheoretische Gesellschaftsanalyse mit mikrosoziologischen Wahrnehmungsstrategien im Labyrinth der Stadt.

»CHICAGO SCHOOL« (1920-1940)

Auf der Suche nach Mr. Green verläuft sich ein weißer Kommunalbeamter im schwarzen Ghetto Chicagos. Ihm begegnet eine vollkommen unzugängliche Welt, die sich dem Beamten trotz besten Willens nicht erschließen will, selbst nachdem er Mr. Green sprechen konnte. Dies ist zusammengefasst der Inhalt einer Kurzgeschichte Saul Bellows (1999) über das Chicago der 1920er Jahre. Der amerikanische Schriftsteller hat in seinen Texten immer wieder ähnliche Erfahrungen geschildert, wie sie zu dieser Zeit viele Bewohner der ›Stadt der Winde‹ gemacht haben. Der spätere Literatur-Nobelpreisträger hatte an der Chicagoer Universität Soziologie studiert und dort mit jenen Stadtforschern Kontakt, die sich mit ihren Mitteln den Unübersichtlichkeiten des städtischen Wirrwarrs stellten. Wie Benjamin war die »Chicago School« von Simmel beeinflusst worden. Die amerikanischen Soziologen wurden primär von sozialen Fragen in der Stadtentwicklung Chicagos motiviert. Und sie betrieben nolens volens eine Professionalisierung sowie Institutionalisierung der Soziologie als Disziplin insgesamt.

Nicht der individuelle Flaneur, sondern das nach allgemeinen wissenschaftlichen Ansprüchen ausgerichtete Forschungsprojekt stand im Vordergrund ihres Schaffens. Teilweise unterstützt von der Stadtverwaltung, aber auch in ein Emanzipationsstreben gegenüber den Sozialreformern verstrickt, konnte das »Department of Sociology« mit vielen einzelnen Studien eindrucksvolle Einsichten in die Mechanismen sozialer Prozesse der Stadt erarbeiten. Dabei gelang es, die Soziologie insgesamt in der Forschungslandschaft zu etablieren. In den ›goldenen Jahren‹, von 1918 bis 1933, wurde der Schwenk von eher theoretisch geleiteten Untersuchungen städtischer Phänomene zu empirisch ausgerichteten Studien vollzogen. Entscheidend war dabei, dass sich das Institut personell sehr vielfältig zusammensetzte, wobei der aus dem Journalismus kommende Robert E. Park (1864-1944) eine zentrale Position einnahm (vgl. Lindner 1990). Die »Chicago School« schloss sich mit ihrem Programm eines *stadtsoziologischen Pragmatismus* den philosophischen Debatten um den amerikanischen Pragmatismus von Theoretikern wie James, Dewey, Mead und

Peirce an. Obwohl sehr unterschiedliche Positionen in diesen Diskursen zu Wort kamen, teilt die »Chicago School« den pragmatischen Anspruch, von abstrakten zu konkreten Aktionen zu kommen, bei denen multiple Wahrheiten und praktische Wirklichkeiten zu untersuchen sind. Der philosophische Hintergrund, vor allem in den Schriften von George Herbert Mead (1863-1931) formuliert, gab den Forschern aber zugleich die Aufforderung mit, sich nicht auf dualistische Konstruktionen, etwa sozial versus individuell oder subjektiv versus objektiv, einzulassen.

Theoretische Reflexionen finden im Rahmen der »Chicago School« auf der Ebene von »Mini-Theorien« statt, in großer Nähe zur empirischen Fundstelle. Jane Addams, Herbert Blumer, Ernest W. Burgess, Charles H. Cooley, Ellsworth Faris, Everett C. Hughes, William Ogburn, Robert Park, Clifford Shaw, Albion W. Small, W. I. Thomas, Louis Wirth und zahlreiche ihrer anderen Kollegen und Studenten haben einen riesigen Korpus an Studien hinterlassen.¹ Jede damals entstandene Arbeit hat eine wichtige Facette städtischen Lebens untersucht. Das Spektrum reicht von Kriminalität und anderem abweichenden Verhalten, städtischer Entwicklung, ethnischer Vielfalt, Rassismus, Medien und Stratifikation bis hin zu Fragen des kollektiven Handelns im Allgemeinen. Es ist daher zum Teil verfälschend, wenn man einzelnen Texten eine paradigmatische Bedeutung für die theoretische Grundlage der gesamten Schule zuschreibt. Dies geschieht oftmals mit Bezug auf den von Park formulierten Text »The City: Suggestions for the Investigation of Human Behaviour in the Urban Environment«. Der Autor hatte hier ein weitgefächertes Programm für die zukünftige Stadtforschung beschrieben. Es stellt sich allerdings die Frage, welche der durchgeführten Studien tatsächlich auf den dort formulierten wissenschaftspragmatischen Anspruch bezogen werden können. Gleiches gilt für den Artikel »The Ecological Approach to the Study of the Human Community« von Robert McKenzie (beide Texte in Park/Burgess 1984). Dort wird das Bemühen deutlich, das städtische Wachstum in einer strukturellen Weise auf die Moderne zu beziehen. In beiden Beiträgen wird ein sozialökologischer Ansatz (*human ecology*) vertreten, der Anleihen aus der Pflanzenmorphologie nimmt und das Entstehen von »natural areas« (ethnisch segregierte Stadttei-

le) mit Invasions-Sukzessions-Zyklen erklären will, die von Konkurrenz und Dominanz von Bevölkerungsgruppen als ordnenden Prinzipien gesteuert werden. Durch Selektions- und Segregationsprozesse wird es so dem Individuum bzw. Kollektiven ermöglicht, Überleben in der Großstadt zu sichern.²

Das Mosaik der städtischen Welten ist das eigentliche Forschungsfeld der »Chicago School«. Die Stadt ist, so Park, »a state of mind« (Park/Burgess 1984: 1). Die Größe der Stadt, die Menge der Menschen und die hohe Dichte, in der sie sich begegnen, schaffen das Umfeld für das Entstehen eines typisch städtischen Lebens. Mit den »Community Studies« werden neben den strukturalistischen Ansätzen psychologische Ansprüche an die Stadtsoziologie ausgearbeitet, denen es um die Erklärung der Interaktionen in der Masse und zwischen Fremden geht. Moralischer Zusammenbruch und Chaos werden als intrinsisches Phänomen der modernen Stadt anerkannt. Da strukturalistische und sozialpsychologische Zugangsweisen oftmals schwer integrierbar sind, wurde die »Chicago School« als ethnozentrisch, deterministisch oder konservativ kritisiert (vgl. Kurtz 1984: 21ff.). Trotz der – aus heutiger Sicht berechtigten – Vorbehalte gegenüber den biologischen Anleihen sollte die Vielzahl der Forschungen, welche die »Chicago School« im Dickicht der Städte unternommen hat, nicht auf diesen Aspekt reduziert werden. Jede Fallstudie verdient eine eigene Würdigung und aus vielen Erklärungsansätzen hat sich eine theoretische Weiterentwicklung ergeben.³ Diese haben als solche einen stadtsoziologischen Standard gesetzt, der jenseits der inhaltlichen Aktualität der Forschungsergebnisse Untersuchungen städtischen Lebens zunächst einmal darauf verpflichtet, ein ungeschminktes Bild der sozialen Welt zu schildern. Dabei ist der Ausgangspunkt die Institution und ihre Entwicklung: die »Taxi Driver Hall«, die *Gang*, die Zeitungen oder der Immobilienhändlerverein (vgl. Plummer 1997). Der Fokus der Studien wird vor allem danach ausgerichtet, in welcher Weise in diesen Institutionen Kontrolle ausgeübt wird. Motivation für die Stadtsoziologie, so vielleicht das Erbe der »Chicago School«, bleibt die moralische Besorgtheit sowie die Relevanz der Fragestellung, die Stadt als Laboratorium für die Moderne zu verstehen.

HENRI LEFÈBVRE (1901-1991)

»Das Urbane gewinnt kosmische Bedeutung, umfasst die ganze Welt« (Henri Lefèbvre, *Die Revolution der Städte*, 1976).

Redet so ein strukturalistischer Betrachter städtischen Lebens, der sich mit Büchern wie die »Stadt im marxistischen Denken« (1975), »Die Produktion des Raumes« (1991) oder »Die Revolution der Städte« (1976) einen Stammplatz in der Stadtsoziologie erobert hat? Das Hauptanliegen Henri Lefèbvres lässt sich als Versuch verstehen, durch Revision eines zu deterministischen Verständnisses des Marxismus diesen mit Fragen der Stadtentwicklung zu verbinden. Ähnlich den Vertretern der »Chicago School« changieren seine Arbeiten zwischen abstrakter und konkreter, theoretischer und empirischer Betrachtung des Stadtlebens. Seine theoretischen Reflexionspole liegen allerdings eher in der *marxistischen Dialektik* (vgl. Lefèbvre 1980). Nach der Beschreibung von erfahrungs- und theoriegeleiteten Beobachtungen folgt die zwingende analytische Regression und die Einbindung in historisch generierte Strukturen. Zweifelsohne bedeutet diese Akzentuierung eine stärkere Theoretisierung. Diese benutzt Lefèbvre allerdings, um duale Antagonismen in seiner Analyse zu vermeiden. Stattdessen bemüht er oft dreifache Terminologien – etwa in der Musik: Melodien, Harmonien und Rhythmen –, um Differenz und Totalität von sozialen Erscheinungen zu verdeutlichen.

Wie Benjamin hat Lefèbvre über den Surrealismus seinen ersten Zugang zur Stadt gefunden. Durch die Doppelfunktion der Arkaden als Ort des Vergnügens und des Warentausches ließ er sich ebenso wie durch die nicht-funktionalistischen Architekturkonzeptionen der »Cobra-Gruppe« und der »Situationalist International« inspirieren (vgl. Stokvis 1988). Doch Lefèbvre ist der Meinung, dass diese Künstler die Stadt zu individualistisch und theatralisch betrachteten. Ihm fehlte der Bezug zu den gesellschaftlichen Entwicklungen, die er in Auseinandersetzung mit Heideggers oberflächlicher Apologetik des Landlebens entwickelte. Für Lefèbvre konkretisierte sich im Städtischen nicht ein Wi-

derspruch zu ruralen Lebensweisen, sondern die Auflösung des Stadt-Land-Antagonismus in eine neue Vergesellschaftungsform. Bis in die 1960er Jahre hinein teilte er den avantgardistischen Glauben an eine neue Form des Urbanismus. Zur Sicherung seines Lebensunterhalts beteiligte sich Lefèbvre an Marktforschungen und Feldstudien, wodurch er »ein richtiger Soziologe« wurde (Kofman/Lebas 1996: 16). Durch eine Vielzahl von empirischen Studien entwickelte er eine Analyse der städtischen Krise in den 1960er Jahren. Damals wurden die Innenstädte erneuert und die Hochhaussiedlungen am Stadtrand erbaut, wodurch wesentliche Elemente städtischen Lebens – die Möglichkeit der Begegnung, insbesondere mit dem Fremden, der Darstellung von differenten Lebensstilen und die Vorherrschaft von Gebrauchs- gegenüber Austauschwerten in der Nutzung von Räumen – zerstört wurden.⁴

Bezugspunkte seiner strukturalistischen Analyse der Stadt stellen ökonomische Begriffe wie Kapitalinvestitionen, Profit, Mehrwert, Löhne und ungleiche Entwicklung dar, die Lefèbvre um eine Theorie der *Zirkularität der Kapitalakkumulation* erweiterte (Lefèbvre 1976). Während in einem ersten Zyklus beispielsweise in der Automobilproduktion primäre Wirtschaftsprozesse (Produktion, Verkauf, Investitionen etc.) stattfinden, wird in der Immobilienwirtschaft ein zweiter Zyklus der Kapitalverwertung erschlossen. Hier entwickeln sich eigene soziale Interaktionen und ein spezifisches Raumverhalten, das der Stadt inhärent ist. Deshalb ist es möglich, dass trotz der im *ersten* Zyklus gleichen Produktionsverhältnisse in einem *zweiten* Zyklus Objekte geschaffen werden, die zur Differenz zwischen den Städten führen. Die Erfahrung der unterschiedlichen Stadtbilder auf der Ebene des *dritten* Zyklus ergibt sich aus der Tatsache, dass sich im zweiten Zyklus Raumverhalten und -struktur gegenseitig beeinflussen können. »Urbanität« wäre in diesem Sinne als die spezifische Aneignung und Schaffung von Raumstrukturen durch ein jeweils differenziertes Raumverhalten innerhalb des zweiten Kapitalverwertungsprozesses zu verstehen. Durch diese Sichtweise ist es Lefèbvre möglich, die Differenzen in der Ausgestaltung urbanen Lebens zwischen den einzelnen Städten und ihrem *Genius Loci* anzuerkennen und gleichzeitig die gemeinsamen wachstums- und

krisengenerierenden Verwertungsprozesse von Kapital und Arbeit hervorzuheben.

Lefèbvre hat viele nachfolgende theoretische Arbeiten direkt oder indirekt beeinflusst, dennoch ist erst in den letzten Jahren ein gewisses ›Revival‹ seiner Ansätze feststellbar. Insbesondere durch Edward Sojas Buch »Thirdscape« (1996) wurde der Versuch Lefèbvres, die Stadt als eine vermittelnde Instanz zwischen makrogesellschaftlichen Strukturen und mikrogesellschaftlichem Handeln zu verstehen, wieder aufgegriffen. Folgerichtig wurde Lefèbvres Werk für den angloamerikanischen Sprachraum übersetzt (Elden 2004) und auch in Deutschland sind neue Arbeiten über die theoretischen Konzepte des französischen Stadtforschers entstanden (vgl. z.B. Schmid 2002).

Das Erbe der Klassiker blitzt immer wieder in aktuellen Forschungsarbeiten auf, aber die Positionen der aufgeführten Autoren und Schulen nehmen keine dominierende Stellung innerhalb der Stadtsoziologie ein. Vielfalt und Kontroversität haben bis heute verhindert, dass sich bestimmte theoretische Ansätze als – zumindest langfristig – dominierend durchgesetzt haben. Dennoch lassen sich bestimmte Gemeinsamkeiten von verschiedenen Ansätzen ausfindig machen, bei denen sich wechselseitige Bezüge und eine ähnliche Ebene der theoretischen Referenz erkennen lassen. Im Folgenden werden einige ausgewählte Ansätze diskutiert, die für sich einen eigenen Diskurs entwickeln konnten und zugleich an die übergeordneten Debatten der Sozialwissenschaften Anschluss fanden. Ähnlich der Inanspruchnahme der Urheberschaft und des wissenschaftlichen Anschlusses an übergeordnete Diskurse bereitet der Stadtsoziologie die *Definition* ihres Forschungsinteresses eine eigentümliche Schwierigkeit. Zwischen verschiedenen Abgrenzungen des Gegenstandes lavierend, wird das Forschungsfeld entweder als zu eingengt oder als zu allgemein erfahren. Die Themendefinition ist deshalb eine wesentliche Kategorie der Auseinandersetzung um die Entwicklung der Stadtsoziologie geworden. Dabei entwickelt sich diese nicht nur mit Bezug auf einen eigenen Kanon, sondern auch hinsichtlich der Grundlagen der Soziologie und ihren Grundkategorien wissenschaftlicher Konzeptionen insgesamt.

DIE STADT IN DER MODERNE

Eng verbunden mit der Definition des Stadtraumes ist die Analyse der Moderne. Dabei wird insbesondere deutlich, dass die Industrialisierung im 18. Jahrhundert eine bedeutende Veränderung der städtischen Entwicklung dargestellt hat. Mit ihr sind Manchester und die Städte des Ruhrgebiets entstanden. Der Prozess der Moderne benötigte eine Verdichtung funktionaler Systeme an neuen Orten. Diese Städte zeigen, in welcher Weise die Moderne eine neue Form der gesellschaftlichen Verräumlichung

sozialer Interaktionen hervorgebracht hat. Städte stellen in der Moderne Gebilde dar, die auf verschiedenen Ebenen eine Kommunikation zwischen einzelnen Elementen der städtischen Gesellschaft verbindet.

Inklusion

Der Vernetzungsprozess spiegelt den hohen Grad der gesellschaftlichen Integration. Der moderne Stadtbewohner empfindet eine Einbindung in unterschiedliche soziale Einheiten. Niklas Luhmann (1994) bezeichnet dies als »*Inklusion*«. Damit wird nicht eine totalitäre Integration des Menschen in das Soziale formuliert, sondern kommunikative Berücksichtigung. Dies geschieht in der Regel nur zeitlich begrenzt und symbolisch. Die »Systemtheorie« Luhmanns hat sich in einer Weise mit der Kategorie »Raum« beschäftigt, die im Grunde einen Bezug des Inklusionsbegriffes auf einen Ort mit physischer Qualität nahezu ausschließt. Raum wird ausschließlich als eine kommunikative und soziale Komponente verstanden, die als Medium die Struktur der Wahrnehmung vorgibt (vgl. Stichweh 2000: 184ff.). In neueren Arbeiten bemüht sich Armin Nassehi (2002) hingegen, mit Bezug auf Simmels Begriff der »Wechselwirkungen« die Stadt als eine besondere Form der Verdichtung von Inklusionsangeboten zu definieren, die sowohl als Möglichkeit wie auch als sozialer Zwang zur Integration in die moderne Gesellschaft dienen. Mit der Inklusion ist die *Sozial- und Sachintegration* verbunden. In der modernen Gesellschaft werden mittels Inklusionsmechanismen Mentalitäten produziert, welche die Integration von sozialen und psychischen Systemen ermöglichen. Nassehi betrachtet Städte als den Ort, an dem eine »ökologische Bedingung« (ebd.: 223) dazu gegeben ist. Die Moderne verändere den Integrationsmodus der Gesellschaft, indem die multifunktionalen Institutionen mit ihrer großen Inklusionskraft zugunsten von multi-inkluisiven Städten weichen. Der Modernisierungsprozess stellt ein historisches Ergebnis des Urbanisierungsschubs durch die Industrialisierung dar. In den modernen Großstädten werden dem Einzelnen zunächst starke Zwänge aufgebürdet, die sich physisch wie psy-

chisch im Raum der Stadt verdichten. Die Stadt kommuniziert in diesem Sinne zwischen der körperlichen Inklusion und der psychischen, die durch die hohe urbane Komplexität hergestellt wird. Der Mechanismus der Körper-Stadt-Integration werde durch das urbane »Chaos« gewährleistet, weil in ihr eine lockere Anbindung der verschiedenen Inklusionsangebote durch eine hohe Kommunikationsfrequenz herrsche.

Für die modernen Gesellschaften war die Anwesenheit der Körper im städtischen Kontext eine wesentliche Bedingung für die Ausbildung der Industrie- und Arbeitsstädte. Erklärbar wird dies durch eine Zeitanalyse der Kommunikationsvorgänge im verdichten Raum »Stadt«. Dabei stellt sich deren Funktionieren als erfolgreich dar, weil die Inklusionsmechanismen in einer Zeitgleichheit platziert werden, die politische, ökonomische, rechtliche, wissenschaftliche, künstlerische und erzieherische Kommunikationsformen stark aufeinander beziehen. Städte selbst haben keine Systemebene und lassen sich nicht als eine eigene Kommunikationsgestalt verstehen. Was sie aber ausmacht, sind die intensiven Bezüge zwischen verschiedenen Systemen innerhalb der Stadt. Die Kumulierung der Kommunikation beruht auf einer Synchronisierung der verschiedenen Zeitabläufe der einzelnen Systeme. Beispielsweise lassen sich durch eine gleiche Schematisierung die internen Abläufe auf die Bedürfnisse anderer Teile der städtischen Gesellschaft beziehen. Nassehi bezeichnet die Stadt in diesem Zusammenhang als eine »Synchronisationsmaschine«, wobei die Metapher der Maschine durch den Verweis auf die Bedeutung der einheitlichen Uhrzeit für die Organisation der industriellen Stadt anschaulich wird. Die Stadt konstituiert sich in dieser Weise als ein Medium des Raumes für die soziale Operation anhand gleichlaufender Zeitrhythmen des städtischen Lebens, deren physische Komponenten lediglich die Dichte und Begrenzung sind. Lokalität wird deshalb als ausschließlich gesellschaftlich organisiert definierbar.

Gegen die Systemtheorie bestehen seit jeher bestimmte Vorbehalte, die auch in der Anwendung auf die Definition des Städtischen durch deren Integrationsmechanismen diskutiert werden. Mit der Fokussierung auf die Besonderheiten der modernen Großstadt (Industrie, Arbeit) ergibt sich noch keine empirisch ge-

leitete Untermauerung der systemtheoretischen Analyse der Entwicklungen, die ihr Zustandekommen erklären könnten. In diesem Sinne vermeidet der systemtheoretische Ansatz, die Interpretation der modernen Urbanisierungen nach ursächlichen Faktoren zu untersuchen. Zudem stellt sich die Frage, ob nicht bestimmte urbane Systeme einen dominanten Einfluss auf andere ausüben, und es insofern berechtigt wäre, anhand von Analysen von Hierarchien und Macht eine strukturierte Gliederung von Systemen zu beschreiben. In einer solchen Ansiedlung der unterschiedlichen Systeme käme man nicht umhin, dem Ordnungsschema als solches eine bestimmte Dynamik zuzusprechen.

Städtische Integrationsleistungen werden nur dann konsequenterweise realisiert, wenn neben der *Integrationsfunktion* der Stadt auch eine *Differenzierungsdimension* inkorporiert wird. Diese Anforderung ergibt sich insbesondere im Hinblick auf das Problem der *sozialen Ungleichheit*, das sich in der modernen Großstadt durch die Industrialisierung und Proletarisierung vorzugsweise zeigt. Luhmann hat mit der Begrifflichkeit »Exklusion« betonen wollen, dass die Inklusionsmechanismen im Grunde nur für jene gültig seien, die eben nicht davon ausgeschlossen sind. Nassehi (1999) unterstreicht, dass soziale Ungleichheiten zwangsläufig zur Stadt gehören, weil sie vertikale Differenzierungen darstellten, die nicht mit Systemdifferenzierungen zu verwechseln seien. Das heißt, dass die funktionale Ausdifferenzierung der verschiedenen Systeme, etwa der Ökonomie oder des Rechtswesens, nicht in einem Zusammenhang mit den sozialen Ungleichheiten theoretisiert werden kann. Soziale Ungleichheiten lassen sich deshalb nicht beseitigen. Sie sind vielmehr kommunikativ verhandelbar und Thema der Kommunikation zwischen den Systemen der Stadt. In der modernen Großstadt war es gelungen, diese Kommunikationsformen zwischen unterschiedlichen Systemen zu organisieren. Dies kommt in der Stadt zustande, weil es eine »Kommunikationsnähe« zwischen den Systemen gibt. Ausdruck dieser Nähe sind stadtplanerische Konzeptionen, die gegen die sozialen Ungleichheiten mit Integrationsvorstellungen von der sozial gemischten Stadt operiert haben. Politik und Ökonomie haben sich in der Stadt oftmals zu kompensatorischen Aushandlungen eingefunden, die mit der Bereitstellung sozialer Infrastruk-

tur gegen die Folgen der städtischen Armut umgesetzt wurden. Diese Chance bietet die moderne Großstadt deswegen, weil es eine Visualisierung der sozialen Ungleichheit gibt, die in prämodernen Raumkonstellationen fehlt. Dennoch muss beachtet werden, dass auch die Sichtbarkeit in einer anderen Qualität vorhanden ist, weshalb die Stadt nicht in ursächlicher Weise über die visuelle Anwesenheit des ›Anderen‹ die sozialen Ungleichheiten auszuhandeln beginnt. Der Sichtbarkeitsfaktor folgt vielmehr aus der Struktur der Moderne und seiner Inklusionsleistungen. Die Unsichtbarkeit der Unterschiede ist deshalb auch der Zwilling der urbanen Ungleichheiten. Wenn alle anders und fremd sind, dann entsteht Differenzblindheit, zumindest für die inkludierten Schichten, die sich die Simmel'sche Blasiertheit leisten können.

Differenzierung

Ein zweiter Diskursstrang zur Verortung der Großstadt in den Prozess der Moderne ergibt sich aus dem Verständnis, dass die Stadt Produkt gesellschaftlicher Differenzierungsprozesse ist. Für die Stadtsoziologie hat sich mit dem Begriff der Differenzierung ein oft angewandtes und erkenntnisreiches Forschungskonzept entwickelt. Es scheint, dass sich auf die eine oder andere Weise alle klassischen Autoren der Stadtforschung und anschließende Diskurse mit der Definition der Stadt als *Ort der Differenzierung* auseinander gesetzt haben. Bezugspunkt einer metatheoretischen Einbettung der Differenzierungsthematik bildet in der Regel die Gesellschaftsanalyse Émile Durkheims (1858-1917). Für ihn ergibt sich das Wesen der Moderne aus der Dynamik der Differenzierung. Mit ihr analysiert er den Unterschied zwischen einfachen (nicht-modernen) und arbeitsteiligen (modernen) Gesellschaften. Mit diesem Gegensatz arbeitet Durkheim (1999b) das Besondere der modernen Gesellschaft heraus. Der wesentliche Unterschied zwischen beiden Gesellschaftsformen lässt sich anhand der allgemeinen Spezialisierung der Arbeitswelt erkennen. Sie führt dazu, dass sich die Gesellschaft auch in ihrer sozialen Gestalt auseinander entwickelt. In der prämodernen Gesellschaft haben große, einfache Organisationsformen wie die Stämme eine noch

wenig arbeitsteilige Gesellschaft hervorgebracht. Mit der Industrialisierung vervielfältigten sich die Teilungen der Arbeit, wodurch sich Effizienz- und Produktivitätsgewinne erreichen lassen. Mit der Differenzierung der Gesellschaft ergibt sich ein höherer Abstimmungsbedarf zwischen den einzelnen Gliedern des Arbeitsprozesses.

Die Logik der differenzierten Arbeitsteilung gestaltet nach Durkheim den gesamten Gesellschaftsaufbau. Aus diesem Grunde hat sich die Stadtsoziologie zu Recht in die Tradition des Differenzierungsthemas gestellt, wenngleich Durkheim selbst den Bezug zur Stadtentwicklung nicht formuliert hat. In anschaulicher Weise hat die »Chicago School« räumliche Differenzierungsprozesse in einen Zusammenhang mit der gesellschaftlichen Organisation gestellt. Auch Simmels Essay zum Geistesleben in der Großstadt (1995: 116-131) spiegelt die Erkenntnis wider, dass sich in Städten soziale Organisationen bis hin zur Individualisierung ausdifferenzieren. Weber geht in dieser Hinsicht einen Schritt weiter und beschreibt Differenzierungen als Rationalisierungsprozess, der in der Ausgestaltung einzelner Sphären der Gesellschaft zum Tragen kommt.

In der Folge der ersten stadtsoziologischen Übernahmeversuche des Differenzierungsansatzes entstand eine Problematik, die sich vor allem durch eine Grundsatzdebatte in den Sozialwissenschaften ergab. Als Konsequenz intensiver und Jahrzehnte andauernder Auseinandersetzungen war schließlich auch in der Stadtforschung der Begriff der Differenzierung nicht mehr zu verwenden, ohne sich in der Metatheorie über das »richtige« Verständnis der Differenzierung zu positionieren. Es ging um die Frage, ob sich die gesellschaftliche Differenzierung in erster Linie als »funktional« im Sinne der Luhmann'schen Lesart der Systemtheorie verstehen ließe oder ob die soziale Ungleichheit der Motor aller weiteren Differenzierungen sei. Mit der Annahme, dass es eine bereits sich in Klassen und Schichten konstituierende Gesellschaft gebe, entwickle die Moderne alle weiteren Systeme im Kielsog der sozialen Ungleichheiten. Das Primat der funktionalen Teilung der Gesellschaft hingegen hat sich bei Luhmann aus einer inneren Logik der Entwicklung der Gesellschaft ergeben, die dem Prinzip der Spezialisierung und internen Kommunikation

(der Autopoiesis) mit einem eigenen Code folgt. Die Erforschung der sozialen Ungleichheit hat sich weiterentwickelt, indem sie sich anderer Begrifflichkeiten und Theoretisierungen bediente. Die Auseinandersetzung über die beiden grundsätzlichen Definitionsdifferenzen hat sich nicht durch eine integrative theoretische Formel abschließen lassen. Es scheint vielmehr so zu sein, dass sich durch die Weiterentwicklung der ehemaligen Klassentheorien die Diskussion in den Diskurs über die soziale Ungleichheit verlagert hat (Müller 1992). Das wird anhand der Debatte über die Entstrukturalisierungsthese deutlich. Hierbei wurde die Dimension der vertikalen soziale Ungleichheit durch eine horizontale ergänzt. Die Frage, die sich nun stellt, lautet: In welcher Weise sind beide Ebenen aufeinander bezogen und inwiefern besitzen die Aufgliederungen in der horizontalen Ebene eine Eigenständigkeit und koppeln sich von einer Oben-Unten-Strukturierung ab? Untersucht wird, ob sich soziale Strukturen durch Kommunikationsakte ausdifferenzieren, die nicht durch ein Arm/Reich-Schema vorgegeben werden. In dieser Hinsicht war die Fundierung des »Milieu«-Begriffes nicht länger haltbar (Vester 2002). Über das Milieu wurde die Kommunikation der einzelnen Menschen räumlich wie sozial verdichtet. Nach der traditionellen Ungleichheitstheorie haben das bürgerliche und das proletarische Milieu die Integrationsfähigkeit der modernen Großstadt gewährleistet. Diese Makromilieus können durch Prozesse wie der »Individualisierung« nicht mehr in gleicher Weise integrativ wirken. Aus diesem Grunde findet eine Ausdifferenzierung der Milieus statt, wodurch sich neue soziale Konfigurationen (Submilieus, Alternativ-Szene etc.) ergeben. Im Vordergrund des Interesses standen dabei die so genannten »Neuen Sozialen Bewegungen« (Ökologie, Frauen, Frieden etc.) und ihre Verwurzelung in den neuen sozialen Milieus. In der Ausdifferenzierung der Milieus stehen sich Modernisierungsgewinner und -verlierer gegenüber. Der Klassenlage wie der horizontalen Ausdifferenzierung bleiben Grenzen auferlegt. Trotz Virtualisierungsbestrebungen gibt es eine Raumgebundenheit sozialer Milieus. Schon in den alten, »kontaktdichten« Milieus bestand eine Virtualität mit symbolischen Ordnungen. Ulf Matthiesen (1998: 69ff.) betrachtet Milieus als »Meso-Räume«, in denen sich die mikrosozialen *face to*

face-Kontakte in der Reflexion makrostruktureller Vorgaben neu generieren können. Die »neuen« Milieus organisieren sich relational, nicht entropisch und im strukturellen Sinne doppelt funktional, als kultureller Codierungsprozess und als Aushandlungs-ort von Kompetenzen und Interessen. Das Milieu stellt eine »reflexive Gemeinschaft« dar, die den Einzelnen wieder an die Gesellschaft rückkoppelt.

DIE GRENZEN DES URBANEN

»Integration« und »Differenzierung« können als die beiden grundlegenden Konstituenten der modernen Stadt verstanden werden. »Urbanität« ist dann die Bilanz zwischen beiden gegensätzlichen Entwicklungsmustern. Eine zentrale Bedeutung in der Stadtsoziologie hat daher die Frage erhalten, ab welchem Grad der Ausdifferenzierung die Bilanz zwischen Integration und Separation bedroht ist. Ab welchem Differenzierungsgrad ist die Stadt in ihrer Kommunikationsfähigkeit und ihrem sozialem Ausgleich bedroht?

Segregation

In der Stadtsoziologie hat man sich bemüht, gesellschaftliche Differenzierungen immer auf dem Hintergrund der räumlichen Gestaltung der Stadt zu thematisieren. Mit dem Begriff der »Segregation« werden Diskussionen um dieses Thema mit verschiedenen Akzenten betrieben. Dies hat damit zu tun, dass die *Segregationsforschung* zunächst als Untersuchung der residenziellen Segregation von der Geografie betrieben wurde (vgl. Massey/Denton 1988). Inzwischen aber hat sich das Feld der Segregationsanalysen erweitert. In zunehmendem Maße werden neben der klassischen Erforschung der Wohnungssegregation weitere Gebiete der Geografie sozialer Heterogenität einbezogen. Angeleitet wurde die »Chicago School« mit ihrer Erkundung der Wohngebiete durch das Durkheim'sche Argument, dass soziale Beziehungen unausweichlich mit räumlichen Verhältnissen korrelieren. In die-

ser Weise haben Park und seine Kollegen den Eckstein in die Segregationsforschung eingebaut, in dem sie schlichtweg der Frage nachgingen, wer wo und warum dort und nicht woanders wohnt. In der Folgezeit hat sich ein sehr elaboriertes Forschungsprogramm ergeben, bei dem Segregation mit Hilfe statistischer Methoden und anhand von vorab definierten Indikatorensystemen untersucht werden konnte. Diese Vorgehensweise erzielte sehr eindrucksvolle Ergebnisse. So wurden Trennlinien in den Städten sichtbar, die anzeigten, welche soziale Gruppe mit welcher zusammenleben konnte und mit welchen nicht. Mit der Messung der residenziellen Segregation wurde es zudem möglich, Vergleiche der sozialen Spaltung im Zeitverlauf zu erstellen. Aussagen über die stärkere Isolierung sozial benachteiligter Gruppen wurden formulierbar. In der anspruchsvollsten Form der »Social Area Analysis« gelang eine multidimensionale Beschreibung von Stadtteilen und die Manifestationen sozialer Ungleichheiten in der Stadt (vgl. Shevky/Bell 1955).

Obwohl durch die Messung der residenziellen Segregation erhebliche Fortschritte in der Operationalisierung der Ungleichheit und deren Verortung in der Stadt ermöglicht wurden, haben sich auch Schwierigkeiten mit dieser Art der Segregationsforschung eingestellt. Zunächst wird als diskutabel erachtet, in welcher Weise vorab soziale Gruppen zu definieren wären. In der Regel betrachten Segregationsanalysen die Unterschiede aufgrund sozialer Kriterien (Einkommen, Bildung, Sozialhilfebezug o.Ä.) und ethnischer Kategorien (WASP⁵, Afroamerikaner etc.). Zudem gerieten die mit dem Konzept der residenziellen Segregation transportierten Vorannahmen in die Diskussion. Kritisiert wurde die Anbindung an ein sozialökologisches Verständnis der Stadtentwicklung, womit eine positivistische Forschungsphilosophie verfolgt und ein simplizistisches Raumverhalten unterstellt werde (vgl. Peach 1975).

Seit den 1970er Jahren hat die Kritik an der residenziellen Segregation verschiedene Innovationen und paradigmatische Wenden hervorgebracht. Zunächst hat man sich mit dem erklärungsbedürftigen Zusammenhang zwischen Wohnort und Wohnortwahl auseinandergesetzt. Hierbei wurde eine Anleihe an den »Behaviorismus« betrieben, dem gemäß der Einzelne seine Wahl

des Wohnortes entsprechend den individuellen Vorlieben und anhand weniger struktureller Vorgaben als eine persönliche Entscheidung fällt. Als Gesamtergebnis ergibt sich ein diffuses Bild der räumlichen Verteilung, dass vom individuellen Entscheidungsprozess geprägt wird. Als Reaktion auf diese Segregationskonzeptionen haben Strukturalisten und humanistische Forscher eigene Ansätze entwickelt (vgl. Morrill 1965). Letztere untersuchten vor allem das Leben in den US-Ghettos und betonten die Schwierigkeiten der individuellen Wohnortwahl, welche die Strukturalisten als Ergebnis makrogesellschaftlicher Mechanismen erklärten.

In den 1990er Jahren hat es eine weitgehende Revision des Segregationsansatzes gegeben. Eingeführt wurden die Begriffe der »sozialen Identität« und des »sense of territoriality« durch alltägliche Praxis (vgl. Sibley 1995). Es wurde dabei deutlich, dass der Fokus auf die soziale Gruppe erhebliche Nachteile hat, um Segregationen in der Stadt sichtbar zu machen. In erster Linie wird die Größe der statistischen Gruppe als Problem erfahrbar. Gleiches gilt für die Diskussion von Segregationsprozessen mit Bezug auf ihre räumlichen Einheiten. Segregationsanalysen bewegen sich oftmals auf der Ebene von Stadtteilen oder administrativ vorgegebenen Einheiten. Damit werden relevante Trennungen des sozialen Lebens in verschiedenen Nachbarschaften und sogar auf der Ebene der Blocks und Straßen ausgeblendet. Die »Gold Coast« und der Slum, so eine der ersten Studien der »Chicago School« über »Little Italy« (Zorbaugh 1948), liegen sich manchmal auf zwei Straßenseiten gegenüber.

Der Paradigmenwechsel zu einer kleinteiligen Segregationsforschung wird von einigen Autoren inzwischen bis auf die Kategorien »Individuum« oder »Haushalt« betrieben (vgl. Ostendorf/Schnell 2002). Dies wird nicht nur mit den Unzulänglichkeiten der methodischen Erfassung anhand grober statistischer Vorgaben begründet, für die sich vielerorts aufgrund intensiver Datenerhebungsverfahren Lösungen anbieten. Vielmehr wird Segregation als ein komplexes Phänomen neu konzipiert, womit das Individuum in seiner Wohnortwahl nicht nur hinsichtlich der Positionierung gegenüber anderen sozialen Gruppen betrachtet wird. Erweitert wird auch der Begriff des Wohnortes, der nun in

Bezug zu verschiedenen Ebenen des städtischen Raumes (Nachbarschaften verschiedener Ordnung) in eine Hierarchie des Wohnraumes gestellt wird. Die Hierarchie der Nachbarschaften ergibt sich aus einer Vielzahl von Faktoren, die etwa den Häuserbestand in seiner städtebaulichen Qualität mit einbeziehen kann.

Eine weitergehende Rekonstituierung der Segregationsforschung erfolgte in den letzten Jahren als Anschlussversuch an weitergehende Stadtforschungsdiskurse. Segregation lässt sich im Kontext *poststrukturalistischer Theorien* als ein Mehrebenenphänomen auffassen, mit dem (Wohn-)Raum nicht mehr eindimensional als Wohnort verstanden wird, sondern als Kaleidoskop einer Vielzahl simultaner Ereignisse, die in verschiedenen (geografischen) Orten zu beobachten sind und zugleich von verschiedenen Mitgliedern sozialer Gruppen unterschiedlich interpretiert werden. Im Zentrum der Aufmerksamkeit stehen deshalb der Mikroraum, die Handlungszusammenhänge und die *everyday life*-Segregationen. Fokussiert wird in der postmodernen Segregationsanalyse auf die Struktur der Segregationspraktiken mit ihren Initiatoren (Insider/Outsider), den dazu gehörenden Narrativen (Isolation, Konflikt, Restriktion, Marginalisierung), den Distanzierungstechniken (Identifizierungen) und der jeweiligen räumlichen Dimension (mythisch, sozial, material, kosmisch). Anhand dieser Kategorisierungen sollten Segregationspraktiken in ihrem Ausmaß erkundet werden, womit sich die gesellschaftlichen Praktiken bestimmen ließen, mit denen sich die Position jeder sozialen Gruppe und ihre Offenheit für die Welt ermitteln ließen (vgl. Schnell 2002).

Exklusion

Als eine besondere Qualität der bedrohten Urbanität beschäftigt sich die Stadtsoziologie mit den Erscheinungsformen der sozialen und räumlichen Exklusion. In den 1960er Jahren hatten Norbert Elias und John Scotson in der englischen Stadt mit dem fiktiven Namen »Winston Parva« eine Unterscheidung zwischen »Etablierten« und »Außenseitern« feststellen können, die sie für die Organisation des sozialen Lebens in der Arbeiterstadt als grund-

legend ansahen. Die Autoren werteten diesen Befund als Beweis für eine *konfigurationssoziologisch* zu erforschende Stadt, die durch eine fundamentale Trennlinie zwischen »drinnen« und »draußen« gekennzeichnet ist (Elias/Scotson 1999). Bis heute findet die Frage nach den Aus- und Einschlüssen in die städtische Gesellschaft das Interesse der Stadtsoziologie. Durch den Ansatz der Exklusionsforschung werden der Milieu- und der Lebensstilanatz (vgl. S. 71) nicht obsolet, sondern durch den Fokus auf jene soziale Gruppen ergänzt, die durch eine verhärtete und langfristig verfestigte Segregation unfreiwillig räumlich und sozial ausgeschlossen werden. Mit dem Begriff der Exklusion wird eine radikalere Form des Ausschlusses verstanden, der einen sich an den Ausschluss (im Sinne der Distanzierungen Bourdieus) anschließenden Prozess der Ausgrenzung beschreibt. Darunter lässt sich etwa das Verbot verstehen, bestimmte Räume betreten zu dürfen oder andernfalls entfernt zu werden. Mit dem Exklusionsbegriff wird eine neue Qualität und weniger eine Zu- oder Abnahme sozialer Ungleichheiten thematisiert. Kronauer (2002) unterstreicht in der deutschen Debatte um Exklusionsprozesse, dass diese aufgrund der hohen Verbundenheit der Menschen untereinander auftreten. Inklusion und Exklusion stellen dementsprechend janusköpfige Gesichter einer Stadt dar. Das Problematische an der Exklusion ergibt sich durch die Kumulation des Ausschlusses in mehreren sozialen Feldern, vor allem der Arbeit, im Rechtsweisen, der kulturellen Partizipation, durch Diskriminierungen und soziale Isolation (vgl. Young 1999).

Anschaulich werden die Anhäufung sozialer Ausschlüsse und deren räumliche Verfestigung in solchen Stadtteilen, die oftmals als »Ghetto« bezeichnet werden. Obwohl solche Bezeichnungen sicherlich irreführend sind, veranschaulicht die Problematik etwa der französischen *Banlieue*, dass es sozialräumliche Prozesse der Ausgrenzung mit großer Dauerhaftigkeit gibt (vgl. Dubet/Lapeyronnie 1994). Die Situation in den US-Städten eignet sich für die Untersuchung des Exklusionsansatzes umso mehr. Dies ist zugleich der Ort einer langen stadtsoziologischen Forschung, mit dem schon verschiedenste theoretische Annahmen als »augenscheinlich« bewiesen werden sollten. Viel wurde darüber spekuliert, dass es im amerikanischen Ghetto eine unregelte Sozial-

ordnung gebe und sich dort die gesellschaftliche Desintegration ›bereits‹ manifestiere. Solche Bilder in der Stadtforschung haben eine lange Geschichte. Sie werden oftmals durch einen Exotismus des Forschers und nicht durch seine empirischen Erkundungen getragen (vgl. Wacquant 1998).

Auf der Grundlage der bisher umfangreichsten empirischen Ghetto-Studie hat William J. Wilson (1997) zur Frage der Ursächlichkeit der Ghettoisierung in den amerikanischen Großstädten einen Erklärungsansatz zum Entstehen der neuen urbanen Armut ausgearbeitet. Seine zentralen Thesen entfaltet er entlang der Erörterung von innerstädtischer Arbeitslosigkeit, ökonomischer Restrukturierung, sozialstrukturellen Veränderungen der Nachbarschaften, eruptierter sozialer Netzwerke, Haushalte und Familienstrukturen. Mit dem Verweis u.a. auf den *reservation wage*, dem von einem Bewerber noch akzeptierten Mindestlohn, verdeutlicht Wilson, dass es keine signifikanten Unterschiede zwischen den einzelnen ethnischen Gruppierungen hinsichtlich ihrer Bereitschaft, einen Job anzunehmen, gibt. Die »innercity blacks« werden oft eingestellt, sind aber im weit höheren Maße von Entlassungen betroffen oder kündigen öfter als ihre mexikanischen Kollegen und Konkurrenten. Während es sich bei den »blacks« um die Söhne einer in der einfachen Industrieproduktion sozialisierten städtischen Arbeiterschaft handelt, lassen sich bei der lateinamerikanischen Einwanderergeneration typische Sozialisationsmerkmale einer Dritte Welt-Ökonomie wie größere Anpassungsbereitschaft und Dienstleistungsorientierung ausmachen. Entgegen dem amerikanischen Mythos, demnach es jeder neuen Generation besser gehen müsse als der vorherigen, haben die Afroamerikaner innerhalb eines Generationenwechsels eine strukturelle Verschlechterung von relativ abgesicherten *low wage*-Jobs in der fordistischen Arbeitswelt zu flexiblen, unsicheren und in der Regel schlechter bezahlten Tätigkeiten in der Dienstleistungsgesellschaft erleben müssen. Mit der Verinnerlichung der väterlichen Vorgaben eines Verhaltenskodex während der Arbeit scheitern sie an den veränderten Ansprüchen einer vor allem auf den freundlichen Kundenverkehr ausgerichteten tertiarisierten Ökonomie, wie sie für die globalisierte Stadt kennzeichnend ist. Auch hinsichtlich anderer sozialer Krisensymptome der »innercity

blacks« weiß Wilson (1987) strukturelle wie habituelle Faktoren in ein differenziertes Verhältnis zueinander zu setzen. Der Vergleich mit den mexikanischen Immigranten verdeutlicht wiederum – ob es sich um die Interpretation der hohen Anzahl von alleinerziehenden schwarzen Müttern in den Ghettos der Innenstädte oder um die ineffektiven sozialen Netzwerke der Männer bei der Arbeitssuche geht –, dass die fordistischen Verhaltensmuster (*habits*) nicht mehr zu den sie einbettenden postfordistischen Rahmenbedingungen (*frames*) passen. Damit wird die dramatische Verschlechterung der Lebens- und Arbeitsumstände einer innerstädtischen Bevölkerung trotz jahrelangen nationalen ökonomischen Aufwärtstrends und in räumlicher Nähe zur kapitalkräftigen Ökonomie der Hochlohn-Dienstleistungsindustrie erklärbar.

Die beschriebenen Exklusionsprozesse haben die Frage aufkommen lassen, ob sie in ihrer Konsequenz zu einer neuen »urban underclass« führen (vgl. Mingione 1999). Der Unterschied zwischen dem Ansatz von Wilson und diesem Konzept beruht vor allem in der Betonung des Vereinzelungsaspekts, der durch die Exklusionsmechanismen hervorgerufen wird. Mit der Exklusion werde eine *Prekarisierungsstrategie* als neue Herrschaftsform betrieben, die ebendiese »underclass«-Formierung verhindere. Demgegenüber lässt sich darauf verweisen, dass die städtischen Unruhen sowohl in den USA der 1990er Jahre als auch in den französischen und britischen Vorstädten als eine Art der *Vergesellschaftung* zu verstehen sind, die die Isolierung der Ausgeschlossenen temporär unterbricht. Sie stellt keine revolutionäre Klasse dar, aber sie macht sich durch Verbrechen, Aufstände und eine gewaltsame Ersatzarmee mit in politischer Hinsicht extremistischer Zuordnung bemerkbar. Kriminelle, die sich bewusst gegen die Regeln der Gesellschaft stellen und jene, die tatsächlich von der *underground economy* leben, formen mit den passiven Sozialhilfeempfängern und den Traumatisierten (z.B. Obdachlosen) eine soziale Kategorie, die sich in ihrer Heterogenität nur durch den Ausschluss an einem Ort außerhalb der »normalen« Arbeitsgesellschaft konstituiert.

Ungeachtet der Tatsache, dass sich US-amerikanische Verglei-

che nicht für eine Analyse deutscher Städte geradlinig übertragen lassen, erscheint die Erklärungskraft des »underclass«-Ansatzes gegenüber der Exklusionstheorie weniger weitreichend. Dennoch ergeben sich offenkundige Gemeinsamkeiten. »Underclass« und »Exklusion« werden in erster Linie durch die Marginalisierung der Betroffenen auf dem Arbeitsmarkt hervorgerufen. Dies hat in der Folgezeit zur Konsequenz, dass eine soziale Isolation (gegenüber den »Etablierten«) eintritt, die sich verfestigt und zu einer eigenen Problematik auswächst. Schließlich verschwinden auf dieser Weise die Möglichkeiten, an der »Insider-Gesellschaft« noch in für diese akzeptablen Formen teilzunehmen. Der Ausschluss wird an dieser Stelle zur polizeilich-juristischen Ausgrenzungsstrategie der Insider-Stadt, die auch den Anblick und die körperliche Präsenz als minimale Partizipation der in ihren Augen »Überflüssigen« nicht akzeptieren will (vgl. Wehrheim 2002).

Anomie

Der rasche Wandel der Stadt führt nicht nur zur Überreizung der Sinne, wie es Simmel für den Stadtbürger beschrieben hat. Große Veränderungen gehen mit desorientierenden Effekten einher, die über eine bloße Sinnesüberflutung hinausgehen. Durkheim (1999b) hatte in seiner Analyse der arbeitsteiligen Gesellschaft festgestellt, dass sich die Solidarität zwischen den Menschen verändere. In der modernen Gesellschaft tritt anstelle der »organischen« eine »mechanische« Solidaritätsform, die erst gesellschaftlich hergestellt werden müsse. Der Wegfall des moralischen Rückhalts wird insbesondere in Zeiten großer Veränderungen schmerzhaft erfahren. Die gesellschaftlichen Normen haben keine handlungsleitende Funktion mehr. Diese »Anomie« hat weitreichende Folgen. Mangelnde Integration und die Störung der kollektiven Ordnung machen nicht nur die Gesellschaft, sondern auch den Einzelnen krank. Dies kann bis zum Selbstmord führen. Hierzu identifiziert Durkheim die Form des »anomischen Selbstmords«, der sich aufgrund des erlebten Unterschiedes zwischen eigenen Bedürfnissen und den realen Möglichkeiten erge-

be. Hierbei ist entscheidend, dass das Versagen des Individuums im Kontext der fehlenden oder fehlerhaften Regelungen und Orientierungen der Gesellschaft verursacht wird.

Robert K. Merton (1910-2003) hat den Begriff der Anomie weiterentwickelt und theoretisch neu ausgerichtet. Für ihn war der Zusammenhang zwischen Schichtzugehörigkeit und abweichendem Verhalten das Wesensmerkmal der Anomie. Die gesellschaftlichen Wertvorstellungen können insbesondere in den Unterschichten nicht realisiert werden. Mit Bezug auf die USA konstatierte Merton, dass Erfolg die allgemeine Orientierung der Gesellschaft darstellt. Für jene, die dem vor allem auch über Medien vermittelten Leitbild des erfolgreichen Menschen nicht entsprechen können, ergibt sich ein enormer Anpassungsdruck. Der Einzelne kann verschiedene Einstellungen (Konformität, Innovation, Ritualismus, sozialer Rückzug, Rebellion) gegenüber der herrschenden Norm entwickeln. Auf dem Hintergrund einer vermeintlichen höheren Kriminalität der Unterschichten erklärte Merton (1995) kriminelles Verhalten in diesem Sinne als eine Reaktion auf deren Defizite hinsichtlich der allgemeinen Erfolgsnorm.

Obwohl sich Mertons Grundhypothese über den Zusammenhang zwischen Kriminalität und sozialer Schichtung nicht hat aufrechterhalten lassen und auch weitere konzeptionelle Schwierigkeiten bei der empirischen Überprüfung seiner Konzeption von »Anomie« entstanden sind, lässt sich sein Vorgehen als der Versuch wurdigen, gesellschaftliche »Krankheit« mit Bezug auf kulturelle Ursachen zu analysieren. Auf der Basis der Anomie-Konzeptionen von Durkheim und Merton beruhen vielfältige Studien des »Bielefelder Instituts für interdisziplinäre Konflikt- und Gewaltforschung«, die sich mit der Frage der *Desintegration* der Gesellschaft beschäftigen. Aufgrund der desintegrativen Stadtentwicklung beschreiben umfangreiche und empirisch in jahrelangen Untersuchungen unterbaute Forschungen eine »Krise der Stadt« und die »bedrohte Stadtgesellschaft« mit Bezug auf das ethnisch-kulturelle Zusammenleben (Heitmeyer et al. 1998; Heitmeyer/Anhut 2000). Die Befunde der Desintegrationsforschung erlauben keine einfache Interpretation, sie verweisen auf fragile Verhältnisse zwischen Mehrheits- und Minderheitsgrup-

pen, die bis zur Fragmentierung von Stadträumen nachvollziehbar werden (vgl. Hennig 1996).

Neuere Ansätze der *Sozialpsychologie* betonen den Entfremdungseffekt gesellschaftlicher Veränderungen jenseits des gesellschaftlichen Differenzierungsparadigmas Durkheims. Um sich von diesem abzugrenzen, wird auch der Begriff der Anomie neu eingeführt. Der sozialpsychologische Ansatz verknüpft verschiedene Vorstellungen über *Desorientierung*. Zunächst beschreibt »Anomie« hier das Gefühl der politischen und sozialen Machtlosigkeit. Die öffentlichen Eliten nehmen die Bedürfnisse des Einzelnen nicht wahr oder ernst, während gleichzeitig unübersehbare Veränderungen in der gesellschaftlichen Umwelt erfahren werden. Dies hat eine pessimistische Zukunftsperspektive des Einzelnen zufolge, die in einem Gefühl von Sinnlosigkeit und Haltlosigkeit verwurzelt ist. Diese emotionale Haltung wird durch erfahrene oder so wahrgenommene Instabilität der persönlichen Beziehungen unterstützt. Andrea Hermann (2001) vermutet einen Zusammenhang zwischen Anomie und Rassismus, der sich zur Erklärung xenophober Einstellungen und Handlungen anführen lasse. Untersuchungen konnten aufzeigen, dass es von der Anomie zu »menschenfeindlichen Aktionen« nicht weit ist. Dies trifft vor allem auf die so genannten »Orientierungsanomia« zu und weniger auf das Gefühl der Machtlosigkeit (vgl. Kühnel/Schmidt 2002). Die Aggression gegenüber dem ›Fremden‹ in seinen verschiedensten Formen wie Rassismus, Fremdenfeindlichkeit, Antisemitismus, Heterophobie und Sexismus weisen darauf hin, dass die Stadt in ihrer Integrationsfunktion versagt. Wilhelm Heitmeyer (2002) ist in seiner Auffassung zu folgen, dass diese Varianten der Menschenfeindlichkeit zwar in unterschiedlicher Qualität und Entwicklungslinien (relative Deprivation, Autoritarismus) zu betrachten sind, aber als ein »Syndrom« für die gesellschaftliche Stabilität gefährlich sind. Dies gilt nicht zuletzt für den Ort, an dem alles zusammen kommt, die Stadt.

DIE STADT ALS RAUM

*»Space was treated as the dead, the fixed, the undialectical, the immobile; Time, on the contrary was richness, fecundity, life, dialectic«
(M. Foucault, Questions on Geography, 1980).*

Augenscheinlich hat es die Stadtsoziologie mit einem raumrelevanten Phänomen zu tun, doch der nähere Blick auf die Themen der Disziplin offenbart eine Vielzahl von Zugangsweisen und eine inhaltliche Gestaltung des Forschungsfeldes, die eine Verschmelzung der Begriffe »Raum« und »Stadt« problematisch erscheinen lassen. Dies hat zunächst damit zu tun, dass eine Soziologie der Stadt nicht nur deren räumlichen Aspekt untersuchen will, sondern sich um eine Erforschung der Gesellschaft als solcher im Sinne der Soziologie bemüht. Die Schwierigkeit der thematischen Abgrenzung wird in den letzten Jahren verstärkt behandelt. Damit wird die Stadtsoziologie zum Ort einer Debatte um »Raum«, die sie nur unter Einbeziehung metatheoretischer Grundlagen der Sozialwissenschaften bewältigen kann. Deshalb gilt für die Soziologie der Stadt, dass sich an ihr eine diskursive Vorentscheidung ablesen lässt und dass sich urbanistische Autoren im Hinblick auf ihr Raumverständnis positionieren müssen. Letzteres geschieht, oftmals aus pragmatischen Gründen, nicht und ist Anlass zu berechtigter Kritik. Obwohl die Reflexion des verwendeten Raumbegriffes notwendig ist, wird sich nicht schnell eine Basis für eine »Raum«-Definition finden lassen, die sich sowohl hohen theoretischen Ansprüchen als auch konkreten Forschungsfragen stellen kann. Der *common sense* zu dieser Frage innerhalb der Sozialwissenschaften ist noch zu suchen, aber es schleichen sich einige Auffassungen zum Thema »Raum« ein, die in immer mehr Publikationen aufzufinden sind. Zuallererst sei darauf hingewiesen, dass zwischen »Raum« und »Ort« zu unterscheiden ist. Diese Differenzierung wird je nach Standpunkt anders formuliert, jedoch ist die Unterscheidung zwischen einem physisch-geografischen Ort und einem umfassenderen, sozialen und gesellschaftlichen Raum eine sehr notwendige Abgrenzung. Wenn man sich beide Begriffe als Endpunkte eines Spektrums

vorstellt, so lassen sich die Raumkonzepte als näher und weiter von dem jeweiligen konkreten Ort vorstellen. Auf der einen Seite gibt es, etwa systemtheoretisch angeleitet, Raumkonzeptionen, in denen der Ort fast keine Rolle spielt und am anderen Extrem werden Orte so sehr betont, dass sie der Gesellschaft als solcher keine eigene Bedeutung mehr zubilligen. Dem Sozialwissenschaftler fällt die Kritik an solchen Vorstellungen leichter, in denen der physische Ort überbetont wird. Es gilt Ansätze zu kritisieren, die etwa einzelnen Städten einen bestimmten Charakter zusprechen. Dieser Essenzialismus herrscht in vielen Alltagsmeinungen vor, obwohl eine nähere Betrachtung schnell den Mythos eines Ortes entlarvt. Es hat sich deshalb eine Art und Weise des Raumbezuges in vielen Forschungen etabliert, der die Besonderheiten des konkreten Ortes ausblendet. Viele Publikationen behandeln ein gesellschaftsbezogenes Thema in einer oftmals aus pragmatischen Gründen ausgewählten Stadt. Bei dieser Vorgehensweise stellen sich prinzipielle Fragen. Insbesondere sollen solche Forschungen oftmals eine Thematik anhand der empirischen Grundlage in einer Stadt exemplarisch für die Gesamtgesellschaft analysieren. Nach dieser Logik ließen sich zum Beispiel durch eine Untersuchung der städtischen Armut in einer Stadt auch Aussagen mit Bezug zur gesamtgesellschaftlichen Armutsentwicklung treffen. Zwar ist es anzunehmen, dass keine Stadt in einer derartigen Ausnahmesituation verkehrt, dass nicht auch eine Aussage über die Armutsentwicklung in Deutschland (oder in deutschen Städten) auf der Hand liegt, dennoch trägt der Schein der Verallgemeinerbarkeit. Ohne Diskussion des spezifischen Untersuchungsraums verspricht er oft mehr, als er halten kann. In der weitergehenden Diskussion um den Begriff »Raum« ergeben sich eine erkenntnistheoretische und eine ontologische Ebene.

Zeit und Raum

Anthony Giddens hat in den 1980er Jahren den Sozialkategorien »Zeit« und »Raum« eine zentrale Rolle in der Konstitution von sozialen Systemen in seiner diskursiven Formation zugeschrie-

ben. Zurückgreifend auf die Arbeiten von Torsten Hägerstrand (1967) zur *Zeitgeografie* hat Giddens die Alltagsroutine für die Strukturierung von Räumen und Zeiten betont. Außerdem beschreibt er die Raumkonzepte anhand der physischen Grenzen des Körpers. Der Mensch kann nicht an verschiedenen Orten zugleich sein. Regionen, ein Schlüsselbegriff der »Raum«-Theoretisierung Giddens', sind Orte, die Interaktionen enthalten. In ihnen wird eine »Zonierung« von Routinehandlungen ermöglicht. Regionalisierungen können große Raum/Zeit-Konfigurationen wie der Nord-Süd-Konflikt, aber auch kleinere Einheiten wie das Schulzimmer darstellen. Regionen sind allerdings nicht als autonom zu betrachten. Ihre Entstehung und Entwicklung ergibt vielmehr, dass sie in größere soziale Systeme eingebettet sind. Der Körper bietet die Verankerung des Selbst in den verschiedenen Räumlichkeiten. Dadurch ergibt sich eine Kopräsenz des Einzelnen an verschiedenen Orten. Der Körper stellt auch durch seine Kontinuität in den wechselnden Regionen den Rahmen für das Erfahren von Raum und Zeit dar, der dem Individuum eine ontologische Sicherheit seiner selbst verleiht. Durch makrogesellschaftliche Veränderungen ergibt sich eine Ausbreitung von Raum-Zeit-Konfigurationen und somit alltagsorganisatorischen Strukturen mit neuen Positionierungen. Letztere beziehen sich auf die soziale Identität des Individuums, die sich durch die Nachbarschaft, das Zuhause, die Stadt, den Staat oder Arbeitsplatz ergeben. Giddens bemüht sich um eine Überwindung dualistischer Raumvorstellungen (Mikro-Makro-Ebenen), indem er zwischen *System-* und *Sozialintegration* differenziert. Interaktionen zwischen Akteuren werden als reziproke Praktiken in kopräsenten Situationen verstanden, die eine Sozialintegration des Individuums leisten. Die Integration wird aber auf einer zweiten Ebene konstituiert und entwickelt, die sich über größere Raum-Zeit-Spannen und ohne kopräsente Kontexte organisiert und in der Zeit weiter bewegt (Giddens 2001). Die Stärke der Giddens'schen Raumtheorie liegt in der Betonung des Akteurs. Im Gegensatz hierzu zeigt er sich gegenüber jenen Raumprozessen blind, die makroskopisch produziert und konstituiert werden, ohne dass eine Akteursebene ausgewiesen wird. Insbesondere wird seine Konzeption der Raum-Zeit-Konfiguration als Ausweitung (*stretch-*

ing) der Moderne auf den globalen Maßstab kritisiert. Es ist fraglich, ob mit dem ontologischen Raumkonzept der Moderne an der empirischen Fundstelle der Postmoderne gearbeitet werden kann (vgl. Urry 1985). Als radikaler ist die Kritik an Giddens' Raumbegriff zu verstehen, die seine erkenntnistheoretischen Grundlagen in Frage stellt. Sein Ansatz wird als Beispiel für einen ›Containerblick‹ auf den Raum, in dem der Mensch als Körper-im-Raum gedacht wird, angeführt. Anstelle der Bewegungen im Raum seien bewegte Räume zu thematisieren. Mit Rückgriff auf die Relativitätstheorie und anderen Erkenntniskonzeptionen der Physik wurde diese Sichtweise als ein Ausdruck eines euklidischen Weltbildes verstanden, das den Raum »absolutistisch« betrachte. Demgegenüber lasse sich mithilfe eines quadrantischen Raummodells ein relationales Raumverständnis beschreiben, das dem Umstand Rechnung trägt, dass »Raum« nicht nur als Behälter menschlicher Handlungen zu denken sei (vgl. Sturm 2000). Vorgegangen sind differenzierte Konzeptualisierungsversuche, die den Raum auf vier Komponenten einer Matrix-Struktur (materiell-physisches Substrat; gesellschaftliche Interaktions- und Handlungsstrukturen; institutionalisiertes und normatives Regulationssystem; Symbolrepräsentation) beziehen (vgl. Läßle 1991). Aus diesen fortgeschrittenen Versuchen, einen anspruchsvollen theoretischen Gehalt eines sozialwissenschaftlichen Raumbegriffs zu formulieren, ergeben sich Forderungen an die Stadtsoziologie, die Martina Löw (2001) umfassend beschrieben hat. Soziale Güter und Menschen sollen in ihrer relationalen Anordnung untersucht werden. Dabei wird die Analyse so genannter Syntheseleistungen und der Bearbeitungen von *Spacing*prozessen erfolgen, womit schließlich die Erforschung von räumlichen Strukturen ermöglicht wird. Mit der Syntheseleistung werden soziale Güter oder Menschen als Räume konstituiert (als praktische Handlung), während das *spacing* als Platzieren dieser Güter und Menschen mittels Aushandlungs- und Informationsprozesse stattfindet (symbolische Markierungen). Damit wird eine analytische Dualität vorgeschlagen, bei welcher der Raum als strukturbildend wie -reproduzierend untersucht werden soll. Routinen, Institutionen und Gegenkulturen bieten Regeln und Ressourcen an, die den Raum gesellschaftlich und die Gesellschaft räumlich

werden lassen. Die Raumreproduktionen werden als Erinnerungsspuren und Habitus verinnerlicht. Sie werden von den Prinzipien der Klassengesellschaft und der hierarchisch organisierten Zweigeschlechtlichkeit ›durchzogen‹.

Sicherlich ist die Betonung des relationalen Aspekts in den erkenntnistheoretischen Grundlagen des Raumbegriffes eine wichtige Kritik an der Giddens'schen Raumkonzeption. Die Weiterentwicklung der analytischen Kategorien kann aber noch nicht als der Endpunkt der Debatte verstanden werden, weil sie eine Dualität künstlich wieder einführt, die doch zumindest durch die Verschachtelung von System- und Sozialintegration überwunden werden sollte. Der Rückgriff auf eine analytische Trennung von materiellen und symbolischen Komponenten von Räumen lässt sich forschungsorientiert vertreten, bleibt aber raumtheoretisch unbefriedigend. Obwohl die Soziologie der Stadt als empirischer Steinbruch für die Begründung der Forschungsstrategie einen prominenten Platz einnimmt, gehen die theoretischen Konzeptionen nicht auf die Besonderheit des weltweiten Urbanisierungsprozesses und des Urbanen im Allgemeinen ein. In welcher Weise, so bleibt die offene Frage, kann die Stadt als eine distinkte Raum-Zeit-Konfiguration verstanden werden, die sich gegenüber anderen unterscheidet? Die Partikularität einer Stadt – New York ist nicht Wanne-Eickel – wird nicht erklärbar, wenn sich die Theoretisierung von »Raum« nicht auf einen explizit stadtgerichteten Begriffshorizont einlässt. Die ›Containerperspektive‹ scheint für die jeweilige Fragestellung, schon auch aus dem Grund einer weitverbreiteten »absolutistischen« Raumperspektive vieler Akteure, weiterhin als *eine* berechnete in der Stadt-Raum-Konzeption angebracht zu sein, insofern anspruchsvollere Verständnisse von »Raum« nicht mehr Erklärungspotenzial aufzeigen können. Auch absolutistische und relationale Raumkonzeptionen sind keine Dualismen.

Symbolischer Interaktionismus

Die Beziehung von Raum und Stadt lässt sich auch anhand des Erbes der »Chicago School« neu diskutieren. Hierfür sind die

Bemühungen Janet Abu-Lughods (1971, 1999), das Chicagoer Modell der Stadtentwicklung fortschreiben zu wollen, eine eindrucksvolle Demonstration. Sie zeigen, welche Erklärungskraft sich durch die theoretische Weiterentwicklung in Bezug auf aktuelle (*Global Cities*) und nicht-westliche Städte (etwa Kairo) entfalten lässt. So sehr sich eine Vergleichbarkeit verschiedener Stadtentwicklungen durch die Arbeiten Abu-Lughods auf der Ebene der gesamtstädtischen Perspektive ergeben mag, so wenig können diese als die wichtigste Fortsetzung der »Chicago School« angesehen werden. Diese liegt wohl eher in der Rückbesinnung auf die anthropologischen und philosophischen Grundlagen der Disziplin. Hintergrund dieser Vorstellungen ist das Bild vom Menschen als *Symbolträger*, der Bedeutungskonstruktionen durch Bilder kollektiver Repräsentation betreibt. Unterstützt wurde die Wiederaufnahme des *symbolischen Interaktionismus* allerdings nicht in erster Linie durch die Stadtsoziologie, sondern durch Forschungen, die sich mit dem Verhalten von Menschen in abgegrenzten Räumen beschäftigten, um dort dem *labeling* (Etikettieren) des Einzelnen durch den institutionellen Rahmen, etwa eines Krankenhauses, und seinem Rollenverhalten nachzugehen.

Die stadtsoziologische Anwendung des symbolischen Interaktionismus wendet diesen Ansatz auf die Besonderheit des Menschen in städtischen Zusammenhängen an. Der urbane Mensch wird als ein soziales Wesen betrachtet, das sich in verfremdeter und nicht-sozialer Weise individualisiert. Der *urbane Interaktionismus* stellt ein anspruchsvolles Programm dar, mit dem die Methode der *participant observation* der so genannten ersten »Chicago School« fortgesetzt und an den verschiedensten urbanen Orten angewandt wird. Wertvolle Einzelarbeiten wurden in oft jahrelanger Forschung erstellt, die uns wichtige Einsichten über das soziale Leben an Straßenecken, in Gaststätten, Parkanlagen, öffentlichen Verkehrsmitteln, Waschsalons, Sozialämtern oder auf Marktplätzen ermöglichen. Diese Einzelfallstudien sind aber nicht in ein übergreifendes sozialökologisches Forschungsprogramm eingebettet, sondern ihnen liegt implizit die Annahme zugrunde, dass es einen untersuchenswerten Zusammenhang zwischen physisch-geografischer Örtlichkeit und der sozialen Organisation einer besonderen – urbanen – Qualität gibt. Sie lassen

sich als eine weitergeführte mikrosoziologische Betrachtung des Raumverhaltens verstehen (vgl. Chapoulie 1998): Gesellschaftliche Strukturen spiegeln sich im städtischen Raum. Die jeweiligen Forschungsaussagen werden als pars pro toto für die gesamte Urbanität angesehen. Rollentheoretisch angeleitet, verweisen einige neuere Arbeiten des urbanen Interaktionismus auf die Strukturkomponenten der Raumeignung durch Identitätsformung, doch bleiben diese bisher weitgehend auf die Erforschung der Situation der ethnischen Minderheiten beschränkt. Im Zentrum des Forschungsinteresses steht zumeist der urbane ›Kosmopolit‹, der zum Träger von »urbanen« Tugenden wie der Toleranz wird (vgl. Gold 1982: 134ff.).

Öffentliche Plätze nehmen im symbolischen Interaktionismus eine zentrale Funktion in der Stadt ein, da sie als Orte für die individuelle Erfahrung des Urbanen nutzbar gemacht werden können. Ihnen wird ein positiver Effekt für das städtische Leben insgesamt zugesprochen, weil eine Interaktion zwischen der Diversität der städtischen Lebensstile und der (toleranten) Haltung des Stadtbewohners im öffentlichen Raum organisiert wird. Mit dem Rückgriff auf die Beschreibung der Stadt als ein Ort differierender Lebensstile hat der urbane Interaktionismus den Simmel'schen Gedanken der Reizüberflutung in der Großstadt aufgegriffen. Diesen Bezug hatte Louis Wirth (1938) in den 1930er Jahren mit seinem Artikel »Urbanism as a Way of Life« hervorgehoben. Innerhalb der »Chicago School« nahm Wirth eine besondere Rolle ein, die sich nur teilweise mit den theoretischen Annahmen und Forschungsaktivitäten seiner Kollegen in Übereinstimmung bringen ließ (vgl. Diner 1997). Seine Auffassungen waren weniger in ökologischen und konfliktsoziologischen Vorstellungen zu verorten. Soziale Vorgänge begründen sich für ihn einzig aus dem urbanen Kontext. Louis Wirth hat in seiner Arbeit die Forschungsperspektive auf die Frage gelenkt, welche Faktoren innerhalb der Stadt zu einem typisch urbanen Verhalten führen und in welcher Weise sich diese beschreiben lassen. Nach seinem Verständnis wird der »urban way of life« durch drei Variablen gekennzeichnet, die es in der weiteren Forschung jeweils operational anzuwenden gilt, um in Abhängigkeit von diesen den Grad des Urbanismus zu ermitteln: *Größe* im Sinne von Bevölkerungs-

anzahl, *Wohndichte* und *Verschiedenheit* der (kulturellen) Hintergründe der Einwohner. Diese konstituierten jenes Ursachengeflecht, das hinsichtlich seiner Sozialformen zu untersuchen sei (vgl. Flanagan 1995: 55ff.). Mit der Benennung der Faktoren, die »Urbanität« herstellen, vollzog Wirth eine Operationalisierung bis dahin weitgehend unspezifischer und relativ abstrakter Konzepte vom »städtischen Leben«. Damit entwickelt er den Simmel'schen Begriff der Großstadt in dem Sinne weiter, dass er ihn nicht lediglich als gegeben annimmt, sondern zugleich für eine Einschätzung des urbanistischen Vergesellschaftungsprozesses verwertet.

In expliziter Fortführung dieser Definitionstradition hat Lyn Lofland in zahlreichen Publikationen (vor allem Lofland 1973) über Urbanität ein differenziertes Verständnis vieler Themen ausgearbeitet, die sich insbesondere mit dem öffentlichen Raum auseinandersetzen. Sie betrachtet das urbane Leben als eine strukturalistische Komponente, die den Einzelnen gegenüber der sozialen Distanz und Nähe schützen kann. Sozialformen sind an die Rahmenvorgaben des öffentlichen Platzes gebunden, ohne Permanenz oder stabile Beziehungsintimitäten zu garantieren. Die Begegnung der Fremden an städtischen Orten lässt eine *parochiale Soziabilität* entstehen, die durch einen leichten Zugang und geringe Konventionalität geprägt ist. In dieser Weise überwindet Lofland die auf Ferdinand Tönnies (1887) zurückgehende dichotomische Debatte über die Verortung der Stadt in der Fortentwicklung von Gemeinschaft zu Gesellschaft. Abweichend von Simmel und Wirth ist für sie die urbane Erfahrung keine anomische. Die *community of streets* bietet Abenteuer, Begegnung und Nützlichkeit. Unentschieden ist der Beitrag großer Städte zu einer demokratischen Gesellschaft, da es Grenzen der Toleranz gebe, die in einem Verhältnis zu ihrer Größe stehen (vgl. Lofland 1989). Vergemeinschaftung bedrohe die moralischen Potenziale parochialer Öffentlichkeit, da die zufälligen Begegnungen durch homogene *communities* aufgesogen werden. Lofland bemüht sich um die Vermittlung der mikrosoziologischen Perspektiven mit einem strukturalistischen Stadtverständnis. Die städtische Öffentlichkeit stellt für sie den Übergang von Gemeinschaft zu Gesellschaft dar, sie will Urbanität jenseits der Tönnies'schen Dichoto-

mie definieren. Der öffentliche Raum wird zu einem »third place« (Oldenburg 1991: 15ff.), der als Intermedium zwischen Privatheit und *gathering* oder »Scenes« (Irwin 1977) für die Transformation von Aktivitätspotenzialen in Lebensstile fungiert.

Die positive Attribution des Urbanen und des öffentlichen Raumes wird in der weiteren Stadtforschung oftmals in Anspruch genommen. Deswegen bietet der urbane Interaktionismus eine weiterhin vielversprechende Forschungsstrategie. Er entspricht einem weitverbreiteten Bedürfnis, das Leben in den (insbesondere europäischen) Städten gegen anti-urbane Ideologien zu verteidigen. Dies betrifft insbesondere die angebliche Toleranz der städtischen Gesellschaft. Diese sei der gesellschaftliche Raum, in dem sich ein politisierter Urbanitätsbegriff zu einem humanistischen Verhaltenskodex entwickelt habe (vgl. Kleger 1996: 15ff.).

»NEW URBAN SOCIOLOGY«

»Neu« war an der »New Urban Sociology« einst, dass sie sich von der eher mikrosoziologischen Perspektive der Stadtsoziologie im Stile des symbolischen Urbanismus abgrenzen und stärker strukturelle Komponenten der Stadtentwicklung in den Vordergrund stellen wollte. Die Proklamation des theoretisch »Neuen« bezog sich allerdings auch auf die bis dahin bestehenden, eher dogmatischen marxistischen Auffassungen über die Stadt. In dieser Hinsicht definierten sich die Autoren der »New Urban Sociology« als innovativ, weil sie die aufkommenden Neuen Sozialen Bewegungen der 1960er und 1970er Jahre zur Kenntnis nahmen und in ihrem theoretischen Urbanitätsverständnis aufgreifen wollten. Obwohl viele Aspekte in den Schriften Lefèbvres (vgl. S. 24) bereits intensiv theoretisiert wurden, gibt es nur gelegentliche Bezüge und Verweise der in erster Linie amerikanischen »New Urban Sociology« zu dem französischen Autor, was durch dessen Rezeptiongeschichte in der angelsächsischen Fachwelt zu erklären ist. Als Gemeinsamkeit lässt sich der Versuch erkennen, die marxistische Urbanitätsanalyse fortzusetzen. Im Gegensatz aber zu Lefèbvre hielt der amerikanische *Neo-Marxismus* weitgehend eine strenge *top-down*-Beziehung zwischen Gesellschaft und

Raum aufrecht. Städtische Verhaltensweisen wie Rollenfragmentierung, Vorherrschaft der Sekundärbeziehungen und akzentuierter Individualismus lassen sich als in der kapitalistischen Industrialisierung begründet verstehen. Da von ökonomischen Prozessen getrieben, entwickle sich das urbane Leben in der benötigten infrastrukturellen Ausstattung der Orte, an denen die Kapitalakkumulation vonstatten gehe (vgl. Harvey 1985). Städte werden als eine Arena erhöhter und effizienter Form der Profitmaximierung durch schnellere Kapitalzirkulation verstanden, welche die hierfür benötigte physische wie sekundäre Umwelt, einschließlich einer legitimatorischen bürgerlichen Ideologie, bereitstellen. Mit den Urbanisierungen des Kapitals verstärkten sich auch die Auseinandersetzungen um den Faktor Arbeit. Die Klassenkonflikte prägen das urbane Leben. Urbane Orte werden in erster Linie durch den Interessenkonflikt zwischen Kapitaleigentümern und Arbeitern bzw. städtischen sozialen Bewegungen gekennzeichnet (vgl. Castells 1983).

In differenzierter Form hat die »New Urban Sociology« (Gottdiener/Feagin 1988) der Erkenntnis Rechnung getragen, dass Konflikte verschiedene Ausprägungen des urbanen Lebens zur Folge haben und die soziale Produktion von Raum akteurspezifisch untersucht werden muss. Grundlage bildet eine sich an Marx anschließende Konstitution des Stadt-Land-Gegensatzes als historisches Ereignis: »Die Grundlage aller entwickelten und durch Warentausch vermittelten Teilung der Arbeit ist die Scheidung von Stadt und Land. Man kann sagen, dass die ganze ökonomische Geschichte der Gesellschaft in der Bewegung dieses Gegensatzes resümiert« (Marx 1956, 23: 371). Der Gegensatz wird vom Kapitalismus betrieben, die Grenze zum Land verschwindet, die Kapital-Arbeitskämpfe saugen das Land auf. Die marxistische Analyse von Urbanität fokussiert auf die Stadt, denn nur dort werde der gesamtgesellschaftliche Fortschritt angetrieben. Im »Kommunistischen Manifest« wird das Leben in der Stadt dem »Idiotismus des Landlebens« (ebd., 4: 466) gegenübergestellt. Peter Saunders, der in Deutschland frühzeitig wahrgenommene Vertreter der »New Urban Sociology«, hat die Kritik am Urbanitätsbegriff Wirths nach einer Neulektüre der seiner Meinung nach mageren marxistischen Vorstellungen über das urbane Le-

ben aufgegriffen (Saunders 1987: 103ff., 233ff.). Verteidigt hat er sie gegen die empirischen Befunde einer »Verländlichung der Städte« (Abu-Lughod 1961) und der »städtischen Dörfer« (Gans 1962), da auch Wirth von einer Dominanz des Urbanen ausgehe und sich das Verhältnis zwischen Ruralität und Urbanität als ein Kontinuum vorstelle. Damit wird der Urbanitätsbegriff aber zu einer analytischen »Rumpelkammer« (Lewis 1961: 434). Es bleibt eine wertende Assoziation an ihm haften. Saunders (1979) macht hierbei geltend, dass eine begriffliche Konstruktion von »Urbanität« gewollt ist. Er bestreitet die Relevanz der Urbanitätsdefinition in ihrem Verhältnis zur Ruralität. Die stadtsoziologische Thematisierung des Stadt-Land-Gegensatzes wird als »ideologisch« eingestuft (Saunders 1987: 110) und der Bezug auf den physischen Raum als »illegitime, physische Reduktion« (ebd.: 111) abgelehnt. Dennoch bleibt für Saunders die Frage nach der Örtlichkeit von »Gesellschaft« wichtig. Räumlichkeit innerhalb der soziologischen Theorie findet seiner Meinung nach ihren angemessenen Platz in der Analyse von Städten. Saunders zieht sich aber auf die Position Durkheims (1999a) zurück. Danach könne die Stadt als solche keine Einheit für die Analyse sozialer oder ökonomischer Prozesse spielen. Vielmehr biete sie als ihr Mikrokosmos Einblicke in die Gesellschaft, da in der Stadt aufgrund der Anomie produzierenden sozialen Arbeitsteilung soziale Pathologien am häufigsten vorkommen. Der Stadt als solcher komme mit dem Entstehen der industriell-kapitalistischen Urbanität kein eigentlicher Untersuchungswert zu.

Die räumliche Einheit »Stadt« wird nicht mehr im Gegensatz zum Land, sondern in Bezug auf den Nationalstaat definiert. Der nationale Staat erfüllt die räumliche Fassung von Gesellschaft, ist mit ihr im Grunde eins, unterhalb der nationalstaatlichen Integritätsebene werden räumliche Unterscheidungen irrelevant. Raum hat zwar keine generell gültige, kausale Auswirkung auf die Gesellschaft, ist aber in ein Koordinatennetz von Zeit und sozialen Objekten eingetragen und entfaltet dort seine Beziehungen. Räumliche Faktoren können in der Stadt hemmende oder förderliche Umfelder anbieten, auf denen sich die gesellschaftlichen Probleme manifestieren. Soziale Konsumtion, pluralistisch-konkurrenzhafter Politik, lokalstaatliche Verwaltung und eine Ide-

ologie der Gleichheit bilden die vier Grundpfeiler einer nicht-räumlichen Urbanität. Die Urbanitätsanalyse stellt die »New Urban Sociology« in einen gesellschaftlichen Zusammenhang, den sie anhand sozialer Investitionen, korporatistischer Politik, regional-zentralstaatlicher Administration und einer Ideologie der Sicherheit sowie des Reichtums beschreibt. Anknüpfend an Raymond E. Pahl (1975) werden die grundsätzlichen Spannungsverhältnisse akteursgerichtet an den städtischen Managern verdeutlicht.

Aspekte des Urbanen haben einen räumlichen wie nicht-räumlichen Wirkungsbereich, wie dies vor allem der Bereich der sozialen Konsumtion verdeutlicht. Das Augenmerk richtet sich hierbei insbesondere auf die Konsumwelt der Stadt (vgl. Castells 1977). Produktionsweisen sind in der Stadt weiterhin wirkungsvoll präsent. Städte stellen für die Reproduktion der Arbeitskräfte das Komplement zum Produktionsprozess dar. Die Konsumseite der Stadt ist in dem Sinne sozial, als sie nicht als kollektive (versus individuelle) verstanden werden darf. Das Adjektiv »sozial« verweist auf die organisierte und funktionelle Weise des urbanen Konsums. Hierzu gehören auch staatliche Alimentationsleistungen oder behördliche Maßnahmen. Räumlich werden soziale Konsumtionen etwa durch die Einrichtung von Kinderspielplätzen, nicht-räumlich ist hingegen die finanzielle Unterstützung der Eltern durch Kindergeld.

Die »tolerante« Haltung des Städters, die Lofland herausgestrichen hatte, entwickelt sich nach Saunders, weil die herrschende Meinung auch Elemente der Alltagserfahrung nicht-konformer Lebensweisen mit einfließen lassen muss, um ihre Dauer und Legitimität garantieren zu können. Mit Saunders' »nicht-räumlicher Stadtsoziologie« wird auf eine Verknüpfung urbanen Verhaltens mit dem konkret geografisch-physischen Ort weitgehend verzichtet (vgl. Dickens 1990). In der darauf folgenden Diskussion hat vor allem der von Harvey (1973) begründete Fokus auf die Krisen der Kapitalakkumulation und die Entwicklung der städtischen baulichen Umwelt einen Gegenpart in der »New Urban Sociology« zu der Urbanitätskonzeption Saunders gespielt, da hier die Verlagerung des Klassenkampfes auf den Raum, vor allem hinsichtlich der Wohnungsfrage, thematisiert wurde.

POSTMODERNE URBANITÄT

Debatten um die Phasen der Stadtentwicklung haben seit Weber (vgl. S. 11) viel Platz in den Fachkontroversen eingenommen. Insbesondere ist die »Moderne« immer wieder als Dreh- und Angelpunkt einer historischen Periodisierung urbaner Entwicklungsphasen benutzt worden. »Moderne« und »Stadt« wurden oftmals als Synonyme verwandt und verloren dabei an begrifflicher Analysefähigkeit. In den letzten 20 Jahren gab es Theoretisierungsansprüche, die sich zu der Verknüpfung von Stadt und Moderne kritisch positioniert haben und einen gewissen epochalen Bruch in der Gesamtperspektive der Gesellschaft thematisieren wollten. Hierfür wurden verschiedene Kennzeichnungen vorgenommen, welche die Stadt als *hyper-*, *super-* oder *postmodern* bezeichnet haben (vgl. Flusty/Dear 1999). Die Berechtigung des Postulats einer neuen Phase der Stadtentwicklung wird davon abhängen, ob die Innovationen der postmodernen die Kontinuitäten der modernen Stadt überwiegen. Können die Städte der 1990er Jahre immer noch mit dem Diskurs über die moderne Stadt beschrieben und erklärt werden?

»Los Angeles School«

Die empirische Grundlage für die Proklamation der postmodernen Stadt und damit einhergehend der postmodernen Stadtforschung bildet Los Angeles. Die kalifornische Metropole wird von der sogenannten »Los Angeles School« als für die postmoderne Stadtentwicklung paradigmatisch betrachtet. Mit ihren Arbeiten wollen sie zeigen, dass »L.A.« nicht die Ausnahme einer ansonsten modernen Stadt, wie sie die »Chicago School« erforscht hat, darstellt. Stattdessen halten die Autoren ihre Befunde als den Hinweis für die weltweite Zukunft des Städtischen. Die theoretische Brücke zwischen den Theorien der Postmoderne und der Urbanitätsforschung bildet hier das Narrativ. Für den französischen Philosophen Lyotard hat das postmoderne Zeitalter mit dem Ende der »Grand Narrations« (Sozialismus, Christentum etc.) angefangen (Lyotard 1986). Die »L.A. School« sieht hier

die Parallele: Während Städte wie Paris ein bestimmtes Narrativ enthalten, lässt sich über Los Angeles kaum noch eine einende Erzählung formulieren.

Für Edward Soja (1989) ist Los Angeles eine dezentrale Metropolis, die durch die Fragmentierungen des Postfordismus gekennzeichnet wird. In Los Angeles finden seines Erachtens sechs Restrukturierungen statt, die aufeinander bezogen sind: *Postfordismus* (Postindustrialisierung), *Cosmopolis* (Globalisierung), *Exopolis* (Städtebau), *Fractal City* (Ethnisches Mosaik), *Carceral Archipelago* (Soziale Polarisierung) und *Sim Cities* (Deterritorialisierung). Diese »Diskurse« besitzen eine Eigenständigkeit, aber auch eine kausale Bezogenheit aufeinander. Obwohl sich Soja zum Fürsprecher eines »Spatial Turns« in den Sozialwissenschaften macht, behält er weitgehend einen *top-down*-Blick auf die Stadt bei. Der intendierte Spagat zwischen dem Anspruch, etwas von der *Kritischen Theorie* retten zu wollen, und der postmodernen Perspektive wird nicht durchgehalten. Ungeklärt bleibt, ob die städtische Geografie tatsächlich postmodern ist oder nur mittels postmoderner Theorie erforscht werden soll. Soja schwankt zwischen dem Bedürfnis einer stringenten Analyse urbaner Entwicklungen und der Einnahme einer nicht-narrativen Perspektive.

Letzteres lässt sich als das Charakteristikum des *postmodernen Urbanitätsdiskurses* schlechthin betrachten. Deshalb ist es auch nicht verwunderlich, dass insbesondere die Debatte über postmoderne Architektur die Ausgangsbasis für den stadtsoziologischen Postmoderne-Diskurs darstellt. Ted Relph (1987) hatte Ende der 1980er Jahre eine systematische Erforschung von aktuellen Architekturstilen unternommen und war dabei zu der Feststellung gekommen, dass es ein »Recycling« älterer Stile gibt und das Neue darin besteht, diese miteinander zu verbinden. Wenn man weitere sichtbare Veränderung in der Stadtentwicklung mit einbezieht – Gentrifizierungen (Aufwertung von Armutsquartieren durch »Yuppies«), Musealisierung, Architekturmoden, städtische Designstrategien und partizipative Planungsverfahren –, dann scheint die Zeit der »Masterplan«-Moderne für die Stadt vorbei zu sein. Eklektizismus ist das Merkmal der neuen Stadtgestalt.

In der Folge wurde vor allem der städtebauliche Entwicklungsprozess als Basis für eine Debatte über die postmoderne Stadt ge-

nommen. Los Angeles konnte insofern als Paradigma gelten, als hier ein Prozess der Stadtentwicklung abzulesen war, wie er sich in nuce in ganz Amerika und ansatzweise auch in Europa finden ließ. Joel Garreau (1991) rückte mit dem Terminus »Edge City« eine neue Form der Urbanität in den Mittelpunkt des urbanistischen Diskurses: *uptowns* (absorbiert durch das Ausfransen der Stadt), *boomers* (an einem Autobahnkreuz gegründet) und *greenfields* (durch einen *developer* auf der »grünen Wiese« aufgebaut) sind die Orte, an denen die wichtigsten Innovationen des Urbanen stattfinden. Besonderes Interesse wird der politischen Organisation dieser neuen Städte gezollt. Feststellbar ist eine Privatisierung der öffentlichen Anliegen. In den »Edge Cities« herrschen eigene Regeln, die nicht durch demokratische Legitimationsprozesse abgesichert sind. Vielmehr zielen sie auf die Aufgabe der nachbarschaftlichen Integration und fördern die Konzeption von »Privatopia«. Letzteres lässt sich nur unter den Bedingungen von regulierter Kontrolle (Polizei, Verträge) und externer Abschottung (Mauern, Wachdienste) realisieren. Für Mike Davis (1992) stellt die postmoderne Stadt eine post-liberale Stadt dar. Die Fragmentierung des Raumes verhindere das Entstehen von Gemeinschaften, weshalb die Menschen in *theme parks* ihr Heil suchten. Dabei werden leicht vermarktbar und vorgeprägte Orte hergestellt, die Fantasien von einem sorgenfreien, suburbanen Leben ansprechen sollen. Die fehlende Verbundenheit mit der Außenwelt wird durch simulierte Gemeinschaften mittels der Informations- und Kommunikationstechnologien kompensiert und neu gestaltet.

Los Angeles kondensiert viele weltweit beobachtbare Veränderungsprozesse in den Städten. Die Produktion von »Flexcities«, die den Erfordernissen einer post-fordistischen Stadt entsprechen, hat mit Silicon Valley das eindrucksvollste Beispiel einer *Technopolis* geliefert. Die postmoderne Urbanitätstheorie hat die flexible Geografie von Los Angeles in einen Kontext weitergehender gesellschaftlicher Entwicklungen gestellt. Insbesondere der Bezug zur Globalisierung wird anhand der internationalen Migration in die Stadt, dem Einfluss internationaler Investoren und der Transnationalisierung von Produktions- und Dienstleistungsunternehmen hergestellt. Mit Begriffen wie *holsteinization*, *praedato-*

rianism, cybergeoisie, protosurps, memetic contagion, polyanarchy und anderen schillernden Neologismen versuchen die Autoren, den neuen urbanen Prozessen eine Logik zu attestieren. Sie transportieren Erfahrungen, die insgesamt als Befunde dafür gelten sollen, dass eine neue Phase der Stadtentwicklung eingetreten sei. Intendiert ist, dies mit Hilfe der Einzellogiken analog zur »Edge-City«-Urbanisierung auch außerhalb von Los Angeles zu identifizieren und zu vergleichen. In dieser Weise wäre die Ausnahme-position der kalifornischen Situation in ein »Laboratorium« der »Postmetropolis« umzudeuten (Soja 2000). Im Gegensatz zum *cultural turn* verleiht der postmoderne Urbanitätsdiskurs dem kapitalistischen Primat die höchste Priorität. Die Veränderungen in der Arbeitswelt, die IT-Revolution und die Globalisierung haben eine andere kapitalistische Stadt hervorgebracht, in der die Orte flexibilisiert und deren Bewohner durch kulturelle Homogenisierung und neue soziale Trennlinien bedroht werden.

Obwohl es bereits Studien zu einzelnen Themen der »Los Angeles School« gibt, die sich bewusst in das postmoderne Forschungsprogramm einordnen, hat es bis heute keine überzeugenden Ansätze in der europäischen oder asiatischen Stadtsoziologie gegeben, die in theoretischer Reflexion (auf der Grundlage ähnlicher empirischer Befunde) die Brüche des postmodernen Neuen gegenüber der Tradition der alten Moderne postulieren. Ob es eine Tendenz zur postmodernen Urbanität jenseits des L.A.-Modells gibt, bleibt eine offene Frage.

Postfordistische Stadtsoziologie

Wichtiger Bestandteil des postmodernen Urbanitätsverständnisses ist die Beobachtung, dass sich seit den 1980er Jahren ein Transformationsprozess der städtischen Ökonomien abzeichne. Die Geschichte des Automobilkonzerns »Ford« steht dabei als Metapher am Anfang einer Gesellschaftstheorie, die gesellschaftliche Prozesse mit anderen Logiken der ökonomischen Verwertungsprozesse in einen Zusammenhang stellen möchte. Gemäß den »fordistischen« Produktionsprinzipien hat die Fließbandproduktion die Autoherstellung effizienter gemacht, indem auch die

sozialen Vorbedingungen an diese Produktionsweise angepasst wurden. Hierbei hat sich ein Akkumulationsregime entwickelt, das eine gesamtgesellschaftliche Einbettung der fordistischen Produktion erlaubte. Dies geschah durch die Annahme eines Gesamtkonzepts von allgemeinen und speziellen Regulationen, welche die Arbeiterschaft und die hochgradige Arbeitsteilung gesellschaftlich verankerten. Anders als in der neo-marxistischen Dichotomie von Ökonomie und Gesellschaft wird hingegen durch den »Postfordismus« die wechselseitige Evokation der Produktionssphäre, der gesellschaftliche Regulatorien und der institutionellen Umwelt betont. Dabei lassen sich verschiedene Akkumulationsregimes mit unterschiedlichen *mode de régulation* unterscheiden. Die grundsätzliche Bedeutung der postfordistischen Gesellschaftstheorie (*école de la régulation*) beruht in der Analyse des Übergangs vom Regime der Massenproduktion (*Fordismus*) zu einem anderen (*Postfordismus*) (vgl. Amin 2000).

Der Fortschritt der theoretischen Konzeption gegenüber der »New Urban Sociology« liegt in der Betonung der Bedeutung lokaler Zusammenhänge. Die moderne Gesellschaft und mit ihr die moderne Stadt haben kein uniformiertes Aussehen erhalten, sondern sie werden in geschichtliche und räumliche Formgeflechte verwurzelt. In dieser Weise wird die Stabilität des Akkumulationsregimes gewährleistet und reproduziert. Der diagnostizierte Regimewechsel beschränkt sich nicht auf eine Funktionsveränderung der Orte in der Gesellschaft. Mit der postfordistischen Akkumulation vollzieht sich der Übergang von der »Regulation des Raumes« hin zu den »Räumen der Regulation« (Benko/Lipietz 1995).

Im Mittelpunkt der raumbezogenen Arbeiten der frühen Regulationstheorie standen zunächst Raumkonzeptionen, die sich aus der politologischen Dependenztheorie ergaben und ein dualistisches Zentrum-Peripherie-Schema anwandten. Dies geschah mit Bezug auf die unterschiedliche Stellung der Regionen in der Weltökonomie. In den späteren Arbeiten der 1990er Jahre wurde die Kategorie der »Region« beibehalten, allerdings mit einem anderen Akzent. Der »Reichtum« der Regionen liegt nun in der sozial-räumlichen Produktion von Innovationen. Besonderes Interesse fanden solche Räume wie Silicon Valley, das so genannte

›Dritte Italien‹ und die Großstädte. In späteren Analysen wurde der Erfolg dieser Räume der sich restrukturierenden Ökonomie auf eine lokale Konstellation zurückgeführt, in der sich Konkurrenz-Emulation-Kooperation-Potenziale in ein System hoher Spezialisierung entwickeln können. Die individuellen Fallbeispiele demonstrieren einen generellen Wechsel von der fordistischen Massenproduktion zu einer flexiblen Spezialisierung der Räume, für die der Begriff des »Distrikts« eingeführt wurde (vgl. Piore/Sabel 1984). Die Entwicklung der »sozialen Atmosphäre« der industriellen Distrikte wurde als eine Voraussetzung für das Entstehen innovativer Räume der Regulation angesehen.

Die Regulationstheorie fand in dieser Weise Anschluss an die eher neo-marxistische »California School« der Wirtschaftsgeografie (vgl. Scott 1998). Diese hatte das so genannte »Coase-Williamson-Scott-Paradigma« entwickelt, wonach die wirtschaftliche Raumgestaltung von der Balance zwischen der internen Organisation von Firmen und den Transaktionskosten zwischen Firmen in der vertikalen Wirtschaftsstruktur abhängt. Um Letztere zu verringern, siedeln sich Unternehmen am gleichen Ort an. Die *economies of scale* sind nach dem räumlichen Organisationsprinzip der hierarchischen Integration gestaltet. Das große Autowerk zieht beispielsweise die Zulieferfirmen an. Die *economies of scope* hingegen sind auf die Qualitäten des Ortes angewiesen und Firmenansiedlungen folgen dem Ziel, die vorhandenen Potenziale und Vorteile eines Raumes für ihre eigene Produktionslogik zu nutzen.

Weitere Forschungen relativierten die ersten Annahmen über die quasi umgekehrte Beziehung zwischen Region und Gesellschaft. In einer systematischen Betrachtung kamen Danièle Lèborgne und Alain Lipietz (1992) zu der Feststellung, dass es den Übergang zu einer postfordistischen Raumlogik nicht überall gebe. Auch an den Orten der vertikalen Verankerung der Wirtschaft lassen sich nicht immer die Prinzipien des geteilten räumlichen Gebrauchs der lokalen Ressourcen nachweisen und werden weiterhin hierarchische und andere Formen der Kooperation möglich. An jenen exemplarischen Orten, welche die These der postfordistischen Raumkonzeption am eindringlichsten zu belegen schienen, offenbarten nähere Betrachtungen, dass die Sozial-

struktur dieser Räume sich eher in Bezug zu den Firmen entwickelt als in Hinsicht auf eine lokale Loyalität.

Insgesamt haben sich die französischen Regulationstheoretiker skeptisch gezeigt, ob es überhaupt eine definierbare Form postfordistischer Räume gibt. Konzeptionelle Versuche, eine einheitliche Auffassung über den Wandel des Akkumulationsregimes und eine weitergehende Neudefinition der Beziehung von Raum und Gesellschaft zu unternehmen, haben sich oftmals von der Regulationsschule gelöst. Der überwiegende Teil der regulationstheoretischen Forschung hat sich Fragestellungen der *politischen Ökonomie* zugewandt, womit sich auch die Hypothese der »Räume der Regulation« innerhalb der eigenen Forschungsstrategie als marginal erweist. Als Quintessenz lässt sich für die Stadtsoziologie festhalten, dass sich die Postfordismus-Theoretiker in jenen Befunden »vergaloppiert« haben, die augenscheinlich eine weitergehende Reflexion des strukturalistischen Ansatzes, wonach die Gesellschaft die Stadt produziere, erfordern. Gescheitert ist die Regulationstheorie aber auch daran, dass sie die Einbeziehung der Konsumseite der Ökonomie in ihrer eigenen Qualität für die Stadtentwicklung nicht berücksichtigt hat und sie sich im Grunde nur wenig von einem Diktat der Produktion lösen konnte. Es verbleiben Arbeiten, welche die »lokale Dimension« der Regulation beschreiben. Sie thematisieren lokale Unterschiede in der Anpassung an ökonomische Veränderungen auf dem Makro-niveau. Netzwerke und transnationale Unternehmen, Machtverhältnisse und die Regeln der Weltmarktanpassungen vergrößern die Löcher in den »osmotischen Wänden« des Nationalstaates und unterstreichen die Stellung der Städte.

Obwohl die analytische Kraft der »Ford«-Metapher nicht den beabsichtigten qualitativen Richtungswechsel in der Konzeptionalisierung des Raumes bewirkte, hat sich für viele Beobachter städtischen Lebens die Anschaulichkeit des angewandten Bildes als attraktiv herausgestellt. Im Bereich der Stadtplanung hat die Bezeichnung »fordistisch« eine Verwendung gefunden, mit der die effiziente und auf Massenbewohnung zielende Herstellung von Hochhäusern bezeichnet wird (vgl. Stiftung Bauhaus Dessau 1995). Mit einer fordistischen Phase der Stadtentwicklung wird dementsprechend eine Periode bezeichnet, in der ein auf Mas-

senproduktion gerichtetes Unternehmen die Stadtentwicklung dominierte. Insbesondere Formen der Stadtentwicklung, die sich in heute als problematisch erfahrenen Wohngegenden mit Hochhausbau (*Banlieu*, *Bijlmer*, »Platte«, *Ballymun* etc.) darstellen, werden als Produkt einer Übertragung der fordistischen Produktionslogik auf die Privatsphäre des Einzelnen betrachtet.

Ungeachtet der Möglichkeit, dass mit der Analogie zur Produktionssphäre (*Akkumulationsregime*) und auch der sozialen Einbettung (*Regulationsmodus*) städtische Entwicklungen in einem Kontext der gesamtgesellschaftlichen Übergänge diskutiert werden können, dürfte der analytische Gewinn der »postfordistischen« Stadtgesellschaft eingeschränkt bleiben. Wenn man sich mit dem landläufigen Verständnis eines »fordistischen« Städtebaus die Ursprungsmetapher noch nutzbar machen könnte, dann verbleibt weiterhin eine Vorstellung über eine »postfordistische« Periode ohne Konturen. Die prinzipielle Schwierigkeit mit der regulationstheoretischen Konzeption von Städten ist, dass das Verhältnis von Gesellschaft und Raum dualistisch konstruiert wird.

STADT UND KULTUR

Spätestens in den 1990er Jahren wird in vielen stadtsoziologischen Arbeiten die Bemühung erkennbar, einen alternativen Diskursanschluss zu den strukturalistischen Ansätzen zu finden (vgl. Shields 1996). Der Ausgangspunkt dieses Bemühens lässt sich oftmals auf die Frage der »Repräsentation« zurückführen. Nach der Auffassung des *urbanen Strukturalismus* kann man an der Stadt etwas ablesen, dass in sie hineingeschrieben wurde. Neuere Ansätze der Stadtsoziologie problematisieren diesen Abbild-Schematismus und verweisen auf die Bedeutung des Imaginären und Nichtstrukturellen, dem Chaos. Dabei gerät die »Kultur« als Dimension städtischen Lebens in seiner eigenen Qualität verstärkt in das Blickfeld der Stadtsoziologie.

Urban Cultural Turn

Wie bereits Benjamin sich bemühte, die kulturelle Organisation der Stadt nicht als bloße Willkür der Fiktionen zu betrachten und sich »gelehrt« im urbanen Labyrinth zu verirren (vgl. S. 17), so ist der *cultural turn* in der Stadtsoziologie auf der Suche nach Konzepten, mit denen sich die Umriss der kulturellen Urbanität erkennen lassen. Dabei werden Autoren rezipiert, die auch für den allgemeinen *cultural turn* der Sozialwissenschaften eine große Bedeutung haben. Zweifelsohne hat der *Dekonstruktivismus* eine wichtige Botschaft für die Stadtsoziologie. Die Analyse von Stadtplänen, Datenmaterial und anderen Repräsentationen der Stadt wird ergeben, dass die paradoxalen Elemente des Urbanen ausgeklammert werden und später nur noch als Anomalien auftreten. Die Stadt entlarvt sich somit als eine rationalistische Idee, die entlang dualistischer Denkmuster (Stadt/Land, öffentlich/privat, physisch/sozial etc.) beschrieben wird. Diese symbiotische Beziehung, die Jacques Derrida (1974) als *différance* bezeichnet hat, schließt ambivalente Orte wie »Suburbia«, »Post-Urbia« oder Peripherie aus. Eine *dekonstruktivistische Stadtsoziologie* habe sich nicht damit zu beschäftigen, wie solche Abweichungen und Unstimmigkeiten in ein kohärentes Muster zu pressen sind, sondern müsse sich auf die Frage nach der Herstellung solcher rationalen Denkschemata, etwa durch die Wissenschaft, ausrichten (vgl. Wigley 1993).

Die Herkunft des Dekonstruktivismus aus der Literaturwissenschaft hat in erster Linie den Bezug zu den textlichen Repräsentationen der Stadt vorgegeben. Aus diesem Grunde ergab sich eine längere Debatte, ob sich auch der materielle Charakter der Stadt dekonstruieren lasse. Niemand wird umhin kommen, den großen Einfluss sprachlicher Konstruktionen auf die grundlegenden Vorstellungen über den Raum anzuerkennen (vgl. Werlen 1988). Der dekonstruierte Raum hat, so ließe sich ein vorläufiges Fazit formulieren, eine kommunikative Fundierung. Diese lässt sich in historischen Situationen und zeitlichen Kontexten verorten. Es ist deshalb wichtig, sich eine dekonstruktivistische Stadtsoziologie vorzustellen, die sich nicht ebenfalls in die Dualität von materieller und nicht-materieller Stadt verfängt. Anstelle dessen

soll die Analyse von urbanen Repräsentanten erfolgen, die eine Bedeutung in ihrer dualistischen Bedeutungsopposition (nicht-rural) herstellen und in ihrem Bezug zu einer materiellen Dimension (Architekturstil, Bauform, Material, Volumen etc.) stehen. Die Stadt kreuzt die Linien von Diskursen und Aktionen. Das Leben des Stadtbewohners ist in ihr *eingeschrieben*, dort hinterlässt er seine Spuren (vgl. De Certeau 1988).

Die Bedeutung des *cultural turn* für die Stadtsoziologie ergibt sich aus den Arbeiten, die in der Folge des Dekonstruktivismus die unsichtbaren Dimensionen der Stadtgesellschaft – die fehlenden Frauen auf den öffentlichen Plätzen, die ausgeschlossenen Ausländer in städtischen Institutionen, der zugangsverweigernde Rollstuhlfahrer – thematisieren. Problematisch sind allerdings weitergehende Ansätze, die grundsätzliche Fragen an die Sozialwissenschaften implizieren. Mit Bezug auf die Frage nach dem »Sozialen« in Räumen lässt sich verdeutlichen, dass die urbane Gesellschaft einen einheitlichen Blick auf ›ihre‹ Stadt konstruiert, der eine oder mehrere nicht-harmonisierte Sichtweisen verdrängt. Die Differenzen zwischen den individuellen Perspektiven wird dadurch sichtbar. Gibt es dann aber noch eine Gemeinsamkeit, die sich tiefenhermeneutisch erschließen ließe oder bedeutet die Dekonstruktion die Offenbarung vom »Tod des Sozialen«? Gilles Deleuze und Félix Guattari (1997) haben mit der Beschreibung der Stadt als Körper einen Gegenentwurf zu einer cartesianischen Rationalität begründet, der die analytische Sichtweise auf die einzelnen Körperteile der Stadt überwinden soll. Sie behaupten mehr oder weniger, dass gerade die Differenz der verschiedenen Stadtbewohner eine soziale Interaktion des urbanen Lebens erschließe, weil sie von Emotionalität getragen sei. Für sie gibt es nur das Soziale und das Verlangen. Ihre Kritik richtet sich auf eine Redefinition zwischen dem Erscheinungsbild einer Stadt und die sie produzierenden unsichtbaren Kräfte. Hierbei handelt es sich um einen Konflikt zwischen dem Unsichtbaren und dem Artikulierbaren, in das die libidinösen Triebkräfte des Städtischen nur mit großem Aufwand einbezogen werden. Die Beziehung zwischen den visuellen (gebaute Umwelt) und den palpablen (Interaktionen) Aspekten machen den Reiz des städtischen Körpers aus. Wenn *Sehnsucht* die bestimmende Kraft der urbanen Gesellschaft

ist, inwieweit wird sie dann in der Gestaltung der Stadt berücksichtigt, sublimiert oder unterdrückt? Deleuze und Guattari verdeutlichen den Zusammenhang zwischen dem Verlangen, der sozialen Organisation und der räumlichen Gestaltung am Beispiel des Piratenschiffes, das als männliche Horde über die Weltmeere vagabundiert und auf Eroberung aus ist. Das Schiff ist ein Symbol der Unwilligkeit, sich in einen urbanen Kontext einzugliedern und sich mit den Chiffren des Ortes auszudrücken. Der Staat kann als eine gegensätzliche Figur verstanden werden, die den Einzelnen auf eine Nummer reduziert und dazu zwingt, die rationalen Planungen der städtischen Verwaltungen zu befolgen. Auf der einen Seite (Schiff) steht die Gefangenheit in der Herkunftsgemeinschaft (Nachbarschaft), auf der anderen Seite (Staat) wird das Zusammenleben gemäß den politischen Vorgaben organisiert. Das »Urbane« lebt in dem Spannungsverhältnis dieser beiden »Technologien« und generiert paradoxe Hybriditäten. Ob es der Definition eines Stadtkörpers bedarf und welche Forschungsperspektive sich mit der Betonung der urbanen Libido ergeben, ist sicherlich fraglich. Dennoch wird mit den Ansätzen des *urban cultural turn* etwas zum Ausdruck gebracht, das dem Städtischen auch eindrucksvoll in der Literatur und der Kunst attestiert wird: eine emotionale Sphäre, welche die Paradoxie des Straßenlebens, die Ironien der städtischen Repräsentationen und die Komplexität des urbanen Alltags beinhaltet.

Mit der Hinwendung zu Theorien der Sprach- und Literaturwissenschaften hat die Stadtsoziologie erst begonnen. Oftmals wird der Bezug nur sehr vage beschrieben oder paradigmatisch eingefordert, weil sich die traditionellen Anschlüsse als nicht (mehr) ertragreich für einzelne Forschungsfragen herausstellen. Dabei wird allerdings auch deutlich, dass sich die Stadtsoziologie mit den Implikationen des *descultural turn* auseinander setzen müsste, die weitreichende Revisionen von sozialwissenschaftlichen Kategorien und Arbeitsweisen fordern.

Semiotik des Urbanen

Repräsentationen, die im *cultural turn* thematisiert werden, lassen sich als »Zeichen« verstehen. Als solche wurden sie schon in den 1960er Jahren innerhalb der Semiotik konzipiert. Einige Autoren formulierten auch einen Bezug zum Stadtleben. Stärker als der *cultural turn* greift die Semiotik auf linguistisch-kosmologische Konzepte der Zeichenlehre zurück. Der dualistisch-strukturalistische Ansatz Ferdinand de Saussures (1857-1913) (1931) hat sich dabei als weniger brauchbar als die triadische Konzeption von Charles S. Peirce (1839-1914) (2000) herausgestellt, weil er eine Referenzialität von Zeichen zu ihrer Generierung mit einschließt (vgl. Grange 2000). Von einer »urbanen Semiotik« als einem einheitlichen Diskurs kann nicht gesprochen werden. In der Regel ist dabei ein langer Umweg über eine Theoretisierung der Soziosemiotik, in der auch einige Autoren stecken bleiben, zu gehen.

Verdienstvoll für den stadtsoziologischen Diskurs ist Francoise Choays (1965) Typologisierung des ideologischen Diskurses über den urbanen Raum. Er weist dem »Urbanen« eine eigene Bedeutung zu und stellt insbesondere die konnotative Ebene der urbanen Semiotik heraus. Die materielle Bedeutungsebene des urbanen Raumes wird aber in seinen Arbeiten ausgespart. Bedeutung gewonnen haben in Städtebau- und Architekturdiskursen die von Kevin Lynch (1965) vorgelegten Analysen von *mental maps*. Sein psychobiologisches Wahrnehmungskonzept, das eine Anpassung des Stadtbewohners an die (bauliche) Umwelt voraussetzt, wie auch seine allgemeinen Annahmen der Bildhaftigkeit als zentrales Element der urbanen Wahrnehmung haben eine weitergehende Beschäftigung mit Lynchs Ansatz in der Stadtsoziologie verhindert. Bilder werden eher als konzeptionelle statt perzeptionelle Stimuli betrachtet. Sie stellen keine Motivation für das Raumverhalten von Menschen dar, weil Bilder sich nicht in einer spezifischen physischen Räumlichkeit verankern lassen (vgl. Pocock/Hudson 1978). Die *mental map*-Methodik der kognitiven Geografen im Gefolge Lynchs unterstellt eine direkte Kausalität von intra-subjektiver Bildproduktion, individualistischem Verhalten und utilitaristischem Entscheidungsmechanismus. Wie Martin Krampen (1979) feststellt, beginnt die soziale Konstruktion

von urbanen Bedeutungsräumen bei der Frage, welches Verhältnis zwischen Bedeutungskonzeption und urbaner Struktur besteht. Hierbei hat sich die *urbane Soziosemiotik* zunächst von der semiotischen Analyse der Architektur inspirieren lassen, wonach sich physische Objekte als funktional und kommunikativ wahrnehmen lassen. Zeichenobjekte bestehen aus einem Bedeutungsvehikel und einer kulturell signifizierten Bedeutung. Durch Konventionen gebunden, tradiert Architektur Bedeutungen. Sie unterliegt dabei sozialen Veränderungsprozessen in der Bedeutungszuschreibung (vgl. Eco 1973).

Roland Barthes (1971) betont, dass urbane Bilder nur undeutlich sein könnten und den andauernden Transformationen durch neue *signifier* ausgeliefert seien. Die Signifikate (Bedeutungen) sind flüchtig, die Signifikanten (Bedeutungsträger) aber bleiben. Die Resistenz urbaner Bedeutungsträger sei als unendlicher metaphorischer Diskurs nur psychoanalytisch fassbar. Die Soziabilität und Erotik der Stadt wird aufgehoben, produziert und ermöglicht die Begegnung mit dem »Anderen«. Barthes lässt in seinen Arbeiten zur urbanen Semiotik unverständlicherweise ideologiekritische Ansätze aus, die sein Frühwerk gekennzeichnet hatten. Diese greift Mark Gottdiener (1986) auf, der das »Bild der Stadt« als ein ideologisches Produkt, Ausdruck von Machtverhältnissen und als Ort der Auseinandersetzung der verschiedenen sozialen Gruppen um die Bedeutungsdefinition von urbanen Zeichen dechiffriert. Demgegenüber erarbeitet Pierre Boudons (1977) urbane Semiotik eine Beziehung zwischen räumlicher Materialität und sozialer Zeichenproduktion auf der Grundlage von Noam Chomskys strukturalistischen Ansätzen (Chomsky 1981). Sein Ziel ist eine deskriptive Analyse der urbanen Sprache. Hierbei handelt es sich eigentlich um einen nicht-semiotischen Ansatz, mit dem Boudon urbane Orte in eine linguistische Analogie stellt. Die nicht-zeichenhaften Prozesse müssten ebenfalls als solche aufgefasst werden. Damit bleibt Boudons Urbanitätsdefinition eine abstrakte Grammatik ohne Konkretisierung durch eine Analyse sozialer Zeichenreproduktionen.

Um die Integration von Produktion und Wahrnehmung urban-semiotischer Zeichenprozesse bemüht sich Raymond Ledrut (1973), der die Stadt als Teil des Modernitätsdiskurses analysiert.

Die Entwicklung der semantischen Potenziale im Bild der modernen Stadt charakterisierten die Stadt mehr als die kommunikativ-relationellen Aspekte zwischen den Zeichenempfängern und -sendern. Ledrut verwendet als Analogie den Text, der aber als ein Pseudo-Text entlarvt wird, wie auch die Stadt als ein Sender auftritt und nur als Pseudo-Sender analysierbar ist. Da Ledrut, im Gegensatz zu Boudon oder Barthes, seine urbane Zeichentheorie nicht von der Semiotik ausgehend entwickelt, sondern sich dieser als Stadtsoziologe nähert, fällt es ihm leichter, nicht-semiotische Prozesse nicht nur in ihrer Existenz, sondern auch als generierende soziale Institutionen – exo-semiotische Systeme (vgl. Lagopoulos 1983) – zu erkennen. Die Stadt, in ihrer asozziologischen Totalität, ist nicht die Bedeutung generierende Entität im Prozess der Modernisierung. Prämodern hat es gemeinschaftliche Zeichenprozesse gegeben, die eine Identität zwischen den Zeichenproduzenten und deren Semantik vermuten lassen – wovon Choay (1965) ausgeht –, wodurch sich Quasi-Intentionen durch Quasi-Sprecher kommunizieren ließen. Im Gegensatz zu Choay weist sich die moderne Stadt bei Ledrut nicht durch eine hypsignifikante Zeichenproduktion gegenüber der hypersignifikanten vormodernen Stadt aus, da soziale Urbanität immer auf Bedeutungskonstruktion angewiesen ist. Vielmehr sind Bedeutungen in urbane Kulturen eingebettet, die sich in der Moderne als Abstraktionen bündeln. In dieser Weise werden die Zeichen von den urbanen Objekten und sozialen Prozessen abstrahiert und konstituieren den Einfluss der Stadt und ihre ökonomische Dominanz. Um die Stadt verstehen zu können, muss man auch ihre Ruhe hören können, die den tönenden, nach Bedeutung ringenden Signifikaten entgegentritt. Die Zeichenwelten der städtischen Mittelklasse stehen in ihren funktionalistischen Diskursen den hedonistischen der Arbeiterklasse gegenüber, womit sich in der Distanz zwischen beiden konzeptionellen Modellen die urbane *Alienation* messen lässt. Alexandros Lagopolous (1983) arbeitete in seinen späteren Schriften die semiotisch-kulturellen gegenüber den nicht-zeichenhaften sozialen Prozessen in der Gestalt auf, dass beide Sphären als sich wechselseitig beeinflussend zu verstehen sind, wobei die urbane Semiotik eine relative Autonomie genießt. Während die Zeichenproduktion als solche an den ge-

sellschaftlichen Produktionsprozessen ausgerichtet bleibt, richtet sich die stadtkulturelle Zeichenwelt nach den dort generierten Transformationsregeln. Unterschiedliche urbane Regime haben deshalb verschiedene stadtkulturelle Zeichenkonstellationen zur Folge.

Gottdieners (1994) innovative Konzeptionalisierung besteht darin, dass er den Prozess der Metropolenbildung an den Anfangspunkt seiner Urbanitätskonzeption stellt und diesen als einen Urbanisierungsprozess versteht. Anknüpfend an strukturalistische Ansätze fokussiert er in seinen Arbeiten die multinukleare und metropolitane Region, die durch lokale wie globale Kräfte der Politik und Wirtschaft beeinflusst wird. Als »meaningful places« (ebd.: 17) stellen Orte zugleich Bezugspunkte sozialer Interaktion und materielle Objekte einer baulichen Umwelt dar. Der Raum als solcher erhält eine eigenständige Bedeutung in der sozial-räumlichen Betrachtung. Urbanität versteht Gottdiener als eine mit Bezug auf den geografischen Radius bezogene regionale Räumlichkeit. Städtisches Leben kennzeichnet sich, in Anlehnung an Wirths Definition, durch die »concentrated nature of metropolitan space« (ebd.: 203). Hierzu gehören die sozialen Probleme des urbanen Lebens wie Rassismus, Armut, Verbrechen, Drogen, Finanzprobleme, Bildungs- und Infrastrukturprobleme, Ungleichheiten des Wohnens und Obdachlosigkeit. In seinem Versuch, eine neue Theorie der Urbanität zu entwickeln, beginnt Gottdiener mit der Behauptung, es mache mehr Sinn, nicht nach einem »urbanen Lebensstil« zu suchen, sondern soziale Unterschiede als lokalisierbare Unterschiede der Region zu thematisieren. Die jeweilige Qualität des Ortes konditioniert die Möglichkeiten für distinkte Lebensstile. Neben dem Einfluss von Örtlichkeit auf das Raumverhalten der Menschen ist zu bedenken, dass diese wiederum ihrerseits den Ort interpretieren und ihm eine Bedeutung geben. Die Semiotik physischer Orte, von Verkehr oder Geräuschkulissen generiert durch ihre Funktionalität Bedeutungen. Die räumlichen Arrangements des Städtebaus dienen in erster Linie zu unserer Orientierung und geben Verhaltensmöglichkeiten vor. Mit den von Einzelobjekten ausgehenden Zeichenfunktionen werden Ordnung und Vertrautheit geschaffen. Eine *shopping mall* erreiche dies durch die Benutzung von Symbo-

len und Zeichen, die als *counterpart* der sozialräumlichen Phantasien der niedrig-verdichteten »Suburbia« den »Wiedererkennungseffekt« im baulichen Umfeld integrieren (ebd.: 81ff.). Große Parkplätze mit blanken Außenfassaden schaffen eine Orientierungshilfe gemäß dem Prinzip »For Shopping Enter Here«. Nach dieser »Introversion«, der Einführung in ein sozial-räumlich jeweils spezifisches semiotisches Setting, folgen im Inneren Thematisierungen, die in der Regel eine Rekonvertierung urbaner Bilder betreiben. »Urbanität« wird inszeniert. Die semiotische Welt der *shopping malls* produziert weitere Räume durch Ausdifferenzierung. Symbole von Geschäften evozieren Bilder, die mit Landschaften aus der Werbung assoziiert werden. Erlern werden semiotische *Settings* in verschiedenen sozial-räumlichen Konstitutionen, in denen urbanes Leben jeweils eine eigene Form erhält. Hierzu lassen sich insbesondere die Nachbarschaft und die *community* anführen. Dort organisiert sich urbanes Leben als ein besonderes Geflecht (integral, parochial, diffus, transitorisch, anomisch) von Identität (Verbundenheit mit dem Ort und den Nachbarn), Interaktionen (Anzahl und Qualität der nachbarschaftlichen Beziehungen) und Netzwerken (Verbindungen innerhalb und außerhalb). Diese generieren ihre eigenen semiotischen Settings.

Lebensstile

Schon Simmel und Weber hatten sich bemüht, die Art und Weise der Lebensgestaltung des Einzelnen als einen gesellschaftlichen Prozess zu verstehen. An dieser Stelle tritt eine sozialwissenschaftliche Dimension in die Analyse städtischen Lebens, die sich zur Frage der »Kultur« positionieren muss. Obwohl viele Lebensstil-Umfragen explizit die Stadt erwähnen, wird diese oftmals nur als Untersuchungsort charakterisiert. In der Regel wird eine strukturalistische Kausalität zwischen Lebensstil und räumlicher Bevölkerungsverteilung beschrieben, die der Verschiedenheit der Städte nicht gerecht wird.

Pierre Bourdieu hat jenseits von »individualistischen« und »strukturellen« Komponenten des Lebensstils einen Ausweg über

die Erforschung der Kultur gesucht: Der *kulturelle Geschmack* bemüht sich im sozialen Feld um Anerkennung. Soziale Klassen tendieren dazu, ihre speziellen kulturellen Lebensformen zu legitimieren, weil Anerkennung eine begrenzte Ressource ist. Die gesellschaftlichen Legitimationsinstitutionen dienen dabei als Waffe der Konkurrenz. Wer sie sich seinen eigenen Lebensstil ähnlich gestalten kann, erkämpft sich Vorteile. Diese sind für die Verteilung von Erwerbschancen, Einfluss oder Prestige entscheidend. Wie für Simmel sind für Bourdieu (1992: 138) die »unsichtbaren Beziehungen« zwischen den Menschen am wichtigsten. Er konstruiert seine Soziabilitätshypothesen auf der Grundlage einer »reflexiven Anthropologie«, die sich von einer mimetischen Nachahmung von Handlungsweisen als Ausgangspunkt menschlichen Lernens leiten lässt und über Zeit- und Raumstrukturen verinnerlicht wird. Es geht deshalb nicht nur um allokativen Machtverhältnisse, sondern um die Vorherrschaft über die Weltdeutung, die symbolisch ausgetragen und politisch institutionalisiert wird sowie die Gestaltungsräume bestimmt, in denen der Einzelne sehen und glauben lernt (vgl. Bourdieu 1999). Wahrnehmen und Denken wird über kollektiv verbindliche Klassifikationsschemata integriert, die als selbstverständlich empfundene Regeln des Zusammenlebens konfigurieren. Bourdieu bezeichnet diese »natürlichen Einrichtungen«, die Kontinuität über lange Zeiträume sichern, wie die Familie, als »doxa«. An einem Umschlagpunkt von Sozialisation und Anthropologie konstruieren sie eine »zweite Natur«. Mit der Vermittlung von Sicherheit in der Wahrnehmung vermittelt die *doxa* aber auch ein limitiertes Erkenntnisfeld, weshalb es zu fehlerhaften Repräsentationen, zur *alldoxia*, kommt. Dies geschieht insbesondere bei der Anwendung der *doxa* außerhalb der eigenen Lebenswelt. *Paradoxal* wird die Lebensführung, wenn der Einzelne mit einem persönlichen Anliegen auf eine breite gleichgesinnte Individualisierung trifft, etwa im Massentourismus. Für Bourdieu ist aber nicht nur die Fehlerhaftigkeit der *doxa*, sondern auch ihre Ausdifferenzierung in eine orthodoxe und konträr heterodoxe Lebenswelt wichtig, die eine *Soziodizee* entwickelt, mit der auf der Meinungsebene der jeweilige Lebensstil gerechtfertigt wird. Damit wird evaluativ und expressiv eine Normzustimmung produziert. Dies findet in erster

Linie in der Ästhetisierung und Kulturalisierung der gesellschaftlichen Differenzierung statt, womit die Geschmacksfrage, die vertikale Klassifikationen des Lebensstils hervorbringt, ihre Einbettung in die horizontale Sozialstrukturanalyse betreibt (vgl. H.-P. Müller 1992: 351). Auf diese Weise gelingt es der Bourdieu'schen »Theorie der feinen Unterschiede« (Bourdieu 1982), die Kultursociologie in eine Gesellschaftstheorie einzubinden, die mit Weber die Rationalisierung der Lebenswelt als Kern gesellschaftlicher Ausdifferenzierung auffasst. Soziale Entwicklungslinien von symbolischen Kulturen führen nicht zu einer Einebnung sozialer Differenzierung, sondern kartografisieren sie im sozialen Feld auf der horizontalen Achse. Über die Lebensstile werden durch eine Bewertung von Kompetenz und Performanz Statuszuweisungen organisiert, die durch Scham und Unterlegenheitsgefühle die Anerkennung jener reguliert, die dem legitimierte[n] Lebensstil unähnlich sind (vgl. Neckel 1991). Gesellschaftliche Strukturen definieren sich durch ihre relationalen Beziehungen. Die Relationen bilden sich im sozialen Raum ab. Hierfür verwendet Bourdieu die Metapher vom *kulturellen Kapital*, den kulturellen Kompetenzen des Einzelnen. Dieses fließt in die Positionsbestimmung zwischen soziostruktureller und -kultureller Ebene in Form der Habitusbeschreibung ein. Der *Habitus* lässt sich in der individuellen Praxis als gesellschaftlicher Lebensstil fassen. Der Kapitalbegriff ermöglicht die Beschreibung eines Umwandlungsprozesses von individuellen Eigenschaften (*kulturelles Kapital*) in soziale Netzwerke (*soziales Kapital*) zu *ökonomischem Kapital*. Letzterem – in Form von Vermögen, Besitz, Geld, Einkommen, Ersparnissen usw. – kommt bei der Anordnung im sozialen Raum die Schlüsselrolle zu. Durch Arbeit werfen die einzelnen Kapitalarten Profit ab, der wieder investiert und akkumuliert werden kann. Das Zusammenwirken der verschiedenen Kapitalformen erstreckt sich auf verschiedene gesellschaftliche Ebenen, wobei dem *Sozialkapital* eine Multiplikationsfunktion zukommt, da sich hier die sozialen Netzwerke über die Anerkennung von Gruppenzugehörigkeit organisieren. Es schließt sich eine Ebene des *symbolischen Kapitals* an, die wahrgenommene und legitimierte Formen der anderen Kapitalformen zum Ausdruck bringt (Bourdieu 1985). Bourdieus Analyse des sozialen Raumes lässt sich deshalb

als ein semiotisches Vorgehen verstehen, da es von der Verdopplung der Sozialstruktur durch deren Symbolisierung ausgeht, womit sich Symbole als *kulturelles Kapital*, das die Entzifferung von Symbolwelten ermöglicht, reproduzieren (vgl. Hepp 2000). Symbole bedeuten für Bourdieu eingeschränkte Zeichen der Unterscheidung. Sie werden sozial als Repräsentation gesellschaftlicher Unterschiede konzipiert und zum Analysegegenstand der symbolischen Beziehungen. Hierbei sind die Beziehungsverhältnisse als Machtfelder zu verstehen. Das *symbolische Kapital* ist an das *ökonomische* gekoppelt und diesem gegenüber sekundär. Das Hauptaugenmerk Bourdieus richtet sich auf das *kulturelle Kapital*. Insofern es sich objektiviert, lässt sich dieses als Gegenstände des Kulturgebrauches erkennen oder institutionalisiert sich durch Bildungseinrichtungen, womit die Konvertierung in *ökonomisches Kapital* ermöglicht wird. Im sozialen Feld bestimmt zunächst das Volumen an *Kulturkapital* die Stellung des Einzelnen, die durch Be- oder Entwertungsentwicklungen einzelner Kapitalformen zu Auf- oder Abstiegen verändert wird (vgl. Joppke 1986). Mit dem persönlichen Habitus ergibt sich eine aktive Gestaltungsfreiheit des Verhältnisses zwischen der Position im sozialen Feld und der eigenen Lebensführung. Die Betonung liegt auf der Gemeinsamkeit der individuellen Habitusformen, die sich gesellschaftlich als *Klassenhabitus* ergeben und beschreiben lassen. Ähnliche bewusste und unbewusste Handlungsmuster, kognitive Wahrnehmungsweisen und individuelle Lebensentwürfe stellen einen Habitus dar, der aufgrund ähnlich homogener Lebensbedingungen dispositiv erzeugt wird. Lebensstile sind der symbolische Ausdruck des Klassenhabitus, der auf den sozialen Raum zurückwirkt und die Klassenzugehörigkeit reproduziert (vgl. Passeron 1986). Die Ausdifferenzierung der Lebensstile entspricht der Entwicklung des Klassenhabitus und ist deshalb auf eine herrschaftliche Definition der Positionen im sozialen Raum ausgerichtet. Mit einer relational generierten Sozialstrukturanalyse lassen sich die Besonderheiten des jeweiligen sozialen Feldes erkennen. Mit Bourdieu Lebensstilforschung zu betreiben, bedeutet deshalb, sich vor »blinder Verständlichkeit« zu schützen und »sich auf Kopfschmerzen einzulassen« (Fröhlich 1994: 31f.). Doch dieser

Relationismus ermöglicht es, mit den so genannten »Ortseffekten« auch eine geografisch-physische Räumlichkeit einzubeziehen (vgl. Bourdieu et al. 1997). Neben verschiedenen Forschungen, die sich mit der Ortspartikularität in der Weise auseinandersetzen, dass sich konkrete Sozialräume mittels der Habituskonzeption untersuchen lassen (vgl. Harker et al. 1990), hat vor allem die Weiterentwicklung des Bourdieu'schen Ortseffekt-Ansatzes in der Form des »local social space« gezeigt, dass sich einzelne Orte in ihrer jeweiligen spezifischen Sozialraumkonstellation beschreiben und mit dem Habituskonzept analysieren lassen (vgl. Rosenlund 1996).

Eine bewusste Auseinandersetzung mit dem Thema »Lebensstile und Raum« hat vor allem der Sammelband von Jens Dangschat und Jörg Blasius »Lebensstile in den Städten« (1994) angestoßen. Für die »großstädtischen Gesellschaften« stellen sie die Frage, wie die stadtsoziologischen Diskussionen über den Postfordismus in die Lebensstil-Debatte einbezogen werden können. Sie begründen die Verknüpfung beider Diskurse durch die Neubewertung des Dichtefaktors sowie der Heterogenität als Merkmale von Urbanität, mit der sich nun durch die Lebensstilforschung ein Raum von Distinktionsbemühungen ergebe. Der städtische Raum sei der Ort, an dem sich soziale Distinktionen symbolisieren, »verdichten« und konfliktreich ergeben. Abstrahiert von der Raumbezogenheit urbaner Lebensstile wird folglich die Bedeutung für die Analyse von gesamtgesellschaftlichen Entwicklungen erläutert. Ronald Hitzler (1994) geht von Bourdieus Distinktionskämpfen im sozialen Raum aus und analysiert sie im engeren Sinne als politische Auseinandersetzungen um Vorherrschaft. Großstädte werden so zu »Nahkampfstätten« und »Schauplätzen« von ideologisierten Kämpfen um die Raumnutzung. Verstanden als fortschreitende Radikalisierung der Moderne in politisch-kultureller Hinsicht werden neue Ordnungsräume privatistisch geschaffen. Dies wirkt sich im Kampf um politisches Kapital als politische Subversion aus. Die Kapital-Metaphorik Bourdieus fortsetzend, unterscheidet Dangschat (1994) *Situationsrenditen*, die durch Nähe zu erwünschten Personen bzw. Abstand von diesen erzielt werden, *Okkupationsrenditen*, die durch

die Quantität des Wohnraumes etc. erreichbar seien, und *Positionsprofite*, die mit symbolischen Raumbezügen etwa durch die Architektur produziert werden.

GENDERING THE CITY

In der Stadtforschung wurde schon sehr früh festgestellt, dass es eine besondere Grenze gibt, die sich durch die Geschlechterperspektive auf den städtischen Raum ergibt. Obwohl es viele Studien über die besonderen Bedürfnisse von Frauen in Bezug auf die Gestaltung der Stadt gab, kam eine weitergehende theoretische Reflexion erst ab den 1980er Jahren in Gang. Dies hat damit zu tun, dass sich feministische Studien als ein wichtiger sozialwissenschaftlicher Forschungsbereich etablieren konnten. Zunächst wurde konstatiert, dass Männer und Frauen unterschiedliche Anforderungen an die städtische Umwelt stellen und diese Unterschiede durch Ungleichheiten hervorgebracht werden. Der Begriff »gender« wird in der Stadtforschung verwendet, weil die unterschiedlichen Raumwahrnehmungen nicht als essenzialistisch (»natürlich«) verstanden werden. Vielmehr stellen sie in erster Linie gesellschaftlich und räumlich konstruierte Unterschiede dar, die sich auch verändern lassen.

Methodisch hat sich die *feministische Stadtforschung* zunächst von einem geografischen Ausgangspunkt leiten lassen. Hierbei wurde beobachtet, dass sich die *gender*-Ungleichheiten nicht als statische sondern reziproke Beziehungen zwischen Männer/Frauen und der Stadt abbilden. Männer und Frauen erzeugen, reproduzieren und verändern *gender*-Beziehungen in ihrer räumlichen Umwelt (vgl. Little et al. 1988). Die Raum-*gender*-Beziehungen unterliegen der Grammatik der sozialen Ungleichheiten und der Macht. Durch die Verbundenheit mit räumlichen Einheiten ergeben sich von daher für Männer und Frauen »bounded places«, die besondere Identitätskonzepte hervorrufen. Ein Großteil der *gender studies* der Stadtforschung bezieht sich auf die Frage, in welcher Weise und mit welcher Begründung Frauen ihre Identität in bestimmten Räumen zum Ausdruck bringen. Dabei richtet sich die Aufmerksamkeit auf die strukturelle Verknüpfung

zwischen der physischen Stadt und sozioökonomischen Praktiken. In städtebaulicher Hinsicht erlangen die *gender studies* große Wichtigkeit, weil sie eine nicht-sexistische Stadt einfordern, die aktuellen Veränderungen in den *gender*-Beziehungen Rechnung trägt. Stadtplanung wird als eine der Institutionen betrachtet, die *gender*-Asymmetrien widerspiegeln und die Erwartungen an das *gender*-bezogene Raumverhalten vorwegnehmen. In dieser Weise formulieren städtische Institutionen eine Beurteilung über das ›normale‹ Verhalten von Männern und Frauen (vgl. Garber/Turner 1995).

Das Konzept der »bounded places« wurde über den politisch-institutionellen Bezug hinaus entwickelt. Dabei hat es einen Paradigmenwechsel gegeben. Raumgebundenheit wird nicht mehr nur negativ eingeschätzt. Frauen nutzen ihren Aktionsraum auch, um Enklaven der Unterstützung und der Anerkennung zu konstituieren. Diese können eine psychologische Reserve darstellen, mit der eine Grenze gegenüber Nicht-Vertrautem gezogen und somit Sicherheit hergestellt wird. Frauen überschreiten aber auch die engen Grenzen der sicheren Räume und begleiten Männer in deren Räume, betreten auch die für sie nicht gedachten Orte und kreieren neue und alternative Plätze. Dabei erfahren sie sich als bewegende und veränderliche Personen, die widersprüchliche Raumstrukturen in ihrer Identität verbinden. Nicht-institutionelle Gebundenheit lässt sich durch eine gewisse Unsichtbarkeit erreichen, mit der sich der Einzelne nicht als Mitglied einer bestimmten Gruppe ›outen‹ muss. Die Stadt scheint dazu aufgrund ihrer Diversität für das *crossover* in andere Identitätsräume besondere Gelegenheiten zu bieten. Die Unsichtbarkeit des Einzelnen ermöglicht aber nicht unbedingt die Konstruktion einer vielseitigen persönlichen Identität, weil in der städtischen Anonymität die Unterschiede zwischen den verschiedenen sozialen, politischen, kulturellen und sexuellen Gruppen nicht wahrgenommen werden. In der aktuellen Stadtentwicklung entstehen Räume, in denen diese Unterschiede sichtbar werden. Hinter der Konzeption der Stadt als Ort der universalistischen Toleranz, an dem alle Unterschiede negiert werden, steht eher ein normatives als ein empirisches Konzept. Die Innenperspektive der einzelnen Orte der Identitätsdifferenz (Frauen, ethnische Minoritäten, Homosexuelle

etc.) zeigt vielmehr, dass diese viel stärker integrativ wirken als die Orte der *Mainstream*-Identität (vgl. Di Stefano 1990). Damit rücken durch die *gender studies* auch andere Differenzen in der Stadt in die Forschungsperspektive. Wie afroamerikanische Feministen betont haben, stellen die *gender*-Differenzen nicht ein hierarchisches System der Ursachen dar, mit der die unterschiedlichen Klassifikationen (*race*, Klasse, *gender*) miteinander in Beziehung stehen. Stattdessen steht nun die Annahme einer multiplen Identität sowie die unterschiedlichen Verbindungen zwischen diesen Klassifikationen im Vordergrund erweiterter *gender studies*. Patricia Hill Collins (2000) unterscheidet drei Felder, in denen Frauen durch einen dominanten Identitätsraum in ihren Erfahrungen geprägt werden: die *persönliche Biografie*; die *Gruppenebene* und ihr kultureller Kontext, der durch Rasse, Klasse, *gender*, Ethnizität und Sexualität gekennzeichnet wird, und die *Systemebene* der sozialen Institutionen. Damit weicht Collins von der bis dahin weitverbreiteten Form der Analyse ab, eine primäre Repressionsform zu identifizieren, die andere Ebenen der Unterdrückung unterordnet. Zugleich erschwert die Einbeziehung so vieler verschiedener Ebenen der multiplen Identitäten die Erforschung bestimmter *gender*- und *othering*-Strategien sowie den alltagspraktischen Umgang damit. Aus diesem Grunde haben viele Arbeiten der letzten Jahre die Frage nach den Bedeutungen verschiedener Identitätskonstrukte für das Individuum gestellt. Die Erforschung der Alltagspraxis, der Relationsgeflechte und Narrative einzelner Frauen birgt allerdings einen erheblichen Nachteil, da zwischen dem Wissen der Frauen und der Vielzahl der tatsächlich gelebten Räume ein wichtiger Unterschied besteht. In kritischer Weise wird diese Differenz von jenen Frauen reflektiert, die dazu das kulturelle Vermögen besitzen. Dies geschieht allerdings nicht ohne Bezug zu Referenzquellen, weswegen kritische Raumreflexion mit der Frage nach der Einbettung in Diskurse einhergeht (vgl. Subban/Young 2000).

DIE STADT ALS DISKURS

Diskursanalyse wird mit Bezug zu vielen einzelnen Themen des städtischen Lebens betrieben. Dabei wird im Allgemeinen mehr oder weniger eine Analyse des Diskurses über eine bestimmte Problematik ausgeführt. Eine anspruchsvollere Programmatik ergibt sich aus der Intention, die Stadt im Sinne Michel Foucaults (1994) als Diskurs zu betrachten.

Ausgangspunkt einer stadtsoziologischen Analyse ist die Annahme, dass Diskurse gestaltungsmächtig eingebettet sind. Sie wirken *gouvernemental*. Im Vordergrund steht keine Analyse einer bestimmten Politik oder Praxis, sondern die der *spezifischen Rationalität*, die es der politischen Praxis ermöglicht, ihre unterschiedlichen Gegenstandsbereiche zu ordnen. Nur ansatzweise kann darauf verwiesen werden, in welcher Weise einzelne Diskurse die Rationalisierung von Politikpraxen ermöglichen. Die Analyse der *Gouvernementalität* will vielmehr die innerdiskursiven Diskrepanzen und ihre verschiedenen Nominalisierungen ausarbeiten. Aus diesem Grunde versteht sich die Reflexion der Diskurse als eine Analyse des *régime de rationalité* (ebd.: 30). Die politische Praxis des Regierens (*gouverner*) geht mit den Diskursen (*mentalité*) eine semantische Symbiose ein, die es nicht mehr erlaubt, sie lediglich als Diskurse zu bezeichnen. Vielmehr werden sie von den Intentionen des Regierens formatiert und kategorisiert. Diese Macht-Wissens-Komplexe werden als Politik verstanden. Im Sinne Foucaults wird dann eine genealogische Diskursanalyse betrieben, wenn politische Rationalitäten nicht als Diskrepanz zwischen Wirklichkeit und Plan, sondern als bereits in der jeweiligen Diskurspolitik notwendigerweise brüchig und widersprüchlich verstanden werden (vgl. Foucault 2000). Die Aufgabe einer *gouvernementalistischen Stadtforschung* besteht demzufolge in dem Aufzeigen der internen Grenzen, Antagonismen und Friktionen, die ein Scheitern der jeweiligen Politiken zwangsläufig macht.

Für Foucault ergibt sich die Möglichkeit, in Räumen Differenzen und Utopien aufzufinden. Mit dem Begriff der »Heterotopias« hat er zum Ausdruck bringen wollen, dass Räume als offen für Verschiedenartigkeit und für Projektionen zu betrachten sind.

Sie stellen den Kontext für individuelle und gesellschaftliche Praktiken, Lebensformen, Kulturmuster, Wissen, Macht und Herrschaftsstrukturen dar (vgl. Hamedinger 1998: 204f.). Diese Orte werden als Außenräume verstanden, die »wirklich« sind und als eine Art realisierte Utopien in die Gesellschaft eingebaut wurden. Sie befinden sich außerhalb aller Orte und dennoch sind sie tatsächlich auffindbar. Foucaults *Heterotopias* sind in einem Zusammenhang mit seinem (späterem) Ansatz des *Gegendiskurses* zu betrachten. Sie sind Orte des widerständigen Lebens. Doch Foucault will keine Räume dekonstruieren. Er versucht seine Raumanalysen integrativ zu betreiben. Den Raum betrachtet Foucault als den Forschungsort, an dem Wissen und Macht zusammenfließen. Auftrag der Stadtforschung wäre es dann, eine »Archäologie« des Wissens zu betreiben, um eine Kritik an Institutionen zu formulieren. Ziel ist die Demaskierung der unsichtbaren Mechanismen der Gewalt, die mit solchen Raum-Macht-Wissens-Komplexen etabliert werden (vgl. Rabinow 1984). In der Stadt haben sich, historisch gesehen, bestimmte Territorialisierungen ergeben, die vielfältige Linien politischer Organisation und Intervention als herausragenden *modus vivendi* der meisten Staaten seit dem 19. Jahrhundert ergeben. Wie Nicolas Rose (2000) verdeutlicht hat, sind hierfür die Mentalitäten und Strategien des Regierens entscheidend gewesen, die durch den Aufbau von »Gemeinschaften« mit territorialem Bezug realisiert wurden. Nachbarschaften und ihre Institutionen dienen als Technologien der *Mikro-Gouvernementalität*. Dabei werden tiefgreifende Strukturierungen hervorgebracht, die sich vor allem auch auf eine Wissensproduktion orientieren, bei der das gemeinschaftliche Leben als ein soziales Ideal propagiert wird. Mit Verweis auf die Kommunitarismus-Debatten stellt Rose dar, wie sich durch das *community*-Konzept der Sozialwissenschaften politische Macht und soziale Potenziale aktivieren lassen. In diesen Gemeinschaften findet eine Individualisierung der Loyalität statt. Die Partizipation des Einzelnen wird verpflichtend und moralisch eingefordert. Dies funktioniert allerdings nur in der Umgrenzung eines bestimmten Netzwerkes (Familie, lokale Verankerung, thematische Organisationen wie Tier- oder Umweltschutz etc.). Diese stellen Projekte der politischen Identifikation dar, mit dem das Individu-

um sich als Teil einer *community* zu definieren hat. Für diese Projektpolitiken ist eine Institutionalisierung von Symbolen, Narrativen und Techniken der Selbstregierung nötig. Die übergeordnete *governance* ist der Diskurs der Sicherheit und der Gefahrenabwehr (vgl. Simon 2000). Dazu gehört die Konzeption der umzäunten Stadt. Die kommunitaristische »community«-Konzeption geht hierbei eine Allianz mit dem neoliberalen Sicherheitsethos ein, der individuelle Wahl, eigenverantwortliches Handeln und Herrschaft zusammenführt. »Community« bedeutet in diesem Zusammenhang nicht nur das selbstorganisierte oder durch Verträge eingerichtete Stadtviertel. Das Territorium ist in eine besondere Form des Regierens eingewoben. In dieser Weise endet das abstrakte, über National- bzw. Wohlfahrtsstaaten organisierte »Soziale«. Die nationalstaatliche und räumlich-entfremdete Regierungsform des Sozialstaates wird durch eine *community*-bildende und territorialisierte *identity policy* abgelöst. Die Konsequenz des Wechsels der Regierungsformen bedeutet eine Reorganisation des einheitlichen Raums des Sozialen. Außerhalb der *community* gibt es keine Hilfe. Notwendig werden dann neue Herrschaftstechnologien gegenüber all denjenigen, die ausgeschlossen und marginalisiert werden. Neue Räume einer *panoptischen Herrschaft* entstehen, für die heruntergekommene Sozialwohnungen, überfüllte Gefängnisse, Obdachlosencontainer, Asylantenschiffe und andere Raumformen eingeführt werden. In den Mikro-Machträumen entstehen zugleich aber auch wilde Räume, die eine gewisse Eigenständigkeit erobern können.

Mit Foucault ergibt sich eine Stadtsoziologie, die sich um die Frage der Rolle der Macht und des Wissens in der Steuerung der Stadt bemüht. Sie formuliert Regime der Technologien, die eine Regierung der Stadt jenseits der formalen Herrschaftsformen durchsetzen. Um die implizite Logik der Regimepraktiken zu erforschen, sollen die charakteristischen Formen der Sichtbarkeit und Wahrnehmungsgeografien untersucht werden, die sich an bestimmten Orten und ihren Milieus manifestieren. Die subjektiven Sichtweisen sollen als intentional verstanden und nach der Integration in das vorhandene Vokabular und den Produktionsweisen von Wissensbeständen analysiert werden. Ziel ist die Identifikation bestimmter Rationalitäten der städtischen Gouver-

nementalität und ihrer Technologien. Anhand einer Fallstudie über Toronto konnte Engin F. Isin (2000) verdeutlichen, dass es einen strukturellen Wandel der Raum-Macht-Verhältnisse gegeben hat, der durch einen generellen Politikwechsel zu neoliberalen Formen der Herrschaft verursacht wurde. Die moderne Stadt mit ihrer Integration von städtischer Politik und territorialer Räumlichkeit mutierte zu einer Stadt der fragmentierten Räume, in denen die städtische Politikstruktur nur noch als ein Akteur unter vielen aufzufinden ist. Obdachlose, Kriminelle, Arme, Jugendliche und andere marginalisierte Gruppen werden in unserer Wahrnehmung und unserem Denken diskursiv als Gefahr beherrschbar. Die neue urbane Grammatik sucht aber noch nach einem *Gegendiskurs* und ihren Heterotopien.

Marco Polo war schon bis Asien vorgedrungen, lange bevor Amerika per Schiff entdeckt wurde. In vielen Städten des Mittelalters hatten die Bürger von fernen Reichen gehört und Produkte wie Tee aus jenen ihnen unbekanntem Gegenden der Welt genießen dürfen. Globalisierung, im sprichwörtlichen Sinne einer globalen Verknüpfung, ist historisch kein neues Phänomen. Mit dem Begriff »Globalisierung« verbindet sich eine analytische Fragestellung nach der Relevanz, Entwicklung und Organisation weltweiter Kommunikation und den daraus resultierenden Formen der Raumproduktion. Der Ansatz der *globalisierten Urbanität* geht dabei von der Beobachtung aus, dass die Konsequenz der globalen Interaktionen nicht zu einem Bedeutungsverlust von Raumkategorien geführt hat. Vielmehr sind wir Zeugen eines atemberaubenden Verstärkerprozesses und umfangreicher Transformationen urbaner Gesellschaften.

Mit dem Globalisierungskonzept wird ein programmatischer Anspruch für die Stadtsoziologie formuliert. Die bisherigen Arbeiten greifen verschiedene Aspekte aus den im Folgenden dargestellten Diskursen auf. Der Globalisierungsansatz hat eine holistische Zielsetzung, da er ökonomische, soziologische, politologische und raumbezogene Wissenschaftsdisziplinen verbinden will. In einem integrativen Ansatz strukturiert die *soziologische Definition* der Globalisierung allerdings die Forschungsperspektive: »We can [...] define globalization as a social process in which the constraints of geography on social and cultural arrangements recede and in which people become increasingly aware that they are receding« (Waters 1995: 3). Globalisierung wird als ein nicht-linearer Prozess interpretiert. »Entwicklungspfade«, Verräumlichungen, Akteure, Inhalte und Organisationsstrukturen werden mit dem Globalisierungskonzept in Bezug auf die weltweiten Austauschprozesse analysiert.

Die Einbindung städtischer Entwicklungen in weltweite Kommunikationsstrukturen steht als analytisches Konzept in Konkurrenz zu stadtsoziologischen Ansätzen, die an der geografisch-physischen Örtlichkeit sozialer Prozesse festhalten möchten. In der Kontrastierung »lokal versus global« droht die stadtsoziologische

Forschung jedoch in eine Denkfalle zu laufen, weil sie die *Reflexivierung von Räumen* nicht berücksichtigt. Mit dem Neologismus »Glokalisierung« – lokal plus global = *glokal* – wird die Theoretisierung der Beziehung zwischen dem Globalem und dem Lokalen vertieft. Aufgehoben werden soll das Dilemma des theoretischen Globalisierungsdiskurses, indem die Raumproduktion als entweder lokal oder global konzeptionalisiert wird. Eine Stadtsoziologie der sich globalisierenden Städte stellt hingegen die Frage in den Mittelpunkt, wie urbane Lebensverhältnisse »global« werden: Wann, unter welchen Umständen, zu welchem Grade, in welcher Konsistenz, in welche Richtung und aufbauend auf welchem Potenzial glokalisiert sich ein städtischer Kontext (vgl. Eckardt 2001)? Glokalisierung bedeutet in diesem Sinne die Redefinition der kognitiven, sozialen und geografischen Konzeption von Lokalität und Globalität.

GLOBAL CITIES

Zu Beginn der Auseinandersetzung um die Rolle der Städte in der Globalisierung prägte der Begriff »World Cities« die Diskussion. Es wurde die Existenz eines globalen Netzwerkes von Städten angenommen, das für die Restrukturierung der Weltwirtschaft von entscheidender Bedeutung sei (vgl. Friedmann 1986). Dieses Netzwerk sei nicht lose miteinander verbunden, sondern beruhe auf einer internationalen Hierarchie der Städte. Hierbei kommt die räumliche Organisation eines in besonderer Intensität sich neu gründenden, weltweiten Produktionsnetzes und von globalen Märkten zum Ausdruck. Der externe Hierarchisierungsprozess hat, so die zweite grundlegende Hypothese der *global city*-Debatte, eine prägende Wirkung für den internen Urbanisierungsprozess. Auf der Grundlage beider Hypothesen hat sich im Laufe der letzten zwei Jahrzehnte ein Dschungel an Literatur entwickelt, in dem die verschiedensten Aspekte in den Diskurs über die »Global Cities« eingeflochten wurden.

Das Erkenntnisinteresse der *global city*-Forschung ist darauf ausgerichtet, die Auswirkung der Globalisierung innerhalb der Stadt sowie die Rolle urbaner Akkumulationsregime für das Ent-

stehen einer globalen Ökonomie zu untersuchen. Eine zentrale Bedeutung kommt jenen Orten zu, die als Knotenpunkte der verschiedenen materiellen und personellen Flüsse der globalisierten Welt(ökonomie) anzusehen sind. Die Globalisierung benutzt dabei bereits entwickelte räumliche Strukturierungen oder stellt diese selbst her. Städte oder Metropolen können in der Regel mit diesen bildhaft als deren Verknotung, Motoren oder Spiegelbild beschrieben werden, die eine besondere Verbindung der sich wechselseitig evozierenden Konstrukte »Globalität« und »Lokalität« zum Ausdruck bringen. Globalisierung ist dabei keineswegs etwas vorzugsweise (Groß-)Städtisches – obwohl New York und London (weniger Tokio) als die paradigmatischen Untersuchungsorte den Diskurs dominieren –, da auch kleinere Städte in die globalen Produktions- und Investitionsketten eingegliedert werden (vgl. Know 1997: 27). Die Städte erhalten ein neues Gesicht, das von neuen Problemen und Aufgaben, aber auch von Chancen gekennzeichnet ist. Städte verräumen auf eine ihnen eigene Art und Weise die Globalisierung und erhalten daher für die Betrachtung der Globalisierungsprozesse eine besondere Evidenz. »Großflächige urbane Zonen in der hochentwickelten Welt sind das Terrain, wo eine Vielzahl von Globalisierungsprozessen konkrete, lokalisierte Formen annimmt. Diese lokalisierten Formen sind zu einem guten Teil das, was Globalisierung ausmacht« (Sassen 1995: 173f.). Globalisierte Städte weisen eine neue Zentralität auf, die sie in ein Gitter von strategischen Orten transformiert, welche mit der globalen Wirtschaft über Transport- und Telekommunikationsmöglichkeiten verbunden sind.

Inwieweit sich aus dieser *top-down*-Perspektive – oben die Weltwirtschaft und unten die lokalen Verhältnisse – noch eine über den bisherigen Kenntnisstand hinausgehende Forschungsperspektive ableiten lässt, ist fraglich. Dennoch lässt sich mit der *global city*-Theorie zunächst die Diskussion um die Stadt aus dem zu engen Rahmen nationaler Funktionalität lösen und es lassen sich urbane Entwicklungsmuster in Bezug zu weltweiten Geschehnissen betrachten. Allerdings wird die Fortschreibung der Debatte erschwert, weil sie sich bislang kaum von einem problematischen Stadt- und Raumverständnis gelöst hat. Schwierig ist insbesondere an ihr, dass sie die »Stadt« sowohl als Objekt wie

auch als Subjekt in dem globalen Städtenetz definiert (vgl. Nijman 1995). Als Konsequenz dieser konzeptionellen Schwäche fällt es dem *global city*-Ansatz schwer, die unterschiedlichen lokalen Formen, die sich in der Folge der Globalisierung herausbilden, zu erklären.⁶ Dies hat u.a. damit zu tun, dass es sich weitgehend um eine ahistorische Sichtweise handelt, die auch den Anschluss an den Kolonialismus-Diskurs vermeidet, so als wären insbesondere Tokio, New York und London nur zufällig zu den Kontrollzentren der Weltökonomie geworden (vgl. King 1990).

DUAL OR DIVIDED?

In jenen Städten, die in der sich herausbildenden Hierarchie der globalisierten Ökonomie eine größere Rolle spielen, entwickelt sich eine internationale Dienstleistungselite, der viele Aspiranten und Kulturschaffende zu folgen scheinen. Sie werden angezogen von den Annehmlichkeiten und Lebensstilen, die große urbane Zentren bieten. Es entstehen dort aber vor allem auch Jobs im Niedriglohnbereich. Soziale Folge des wachsenden Dienstleistungssektors in den metropolitanen Gebieten ist die Entwicklung einer Schicht von *working poor*, deren Ausbeutung durch die *sweatshops* bildhaft wird. Es zeichnet sich eine Tendenz zu wachsender ökonomischer Polarisierung in postindustriellen Städten ab (vgl. O'Loughlin/Friedrichs 1996). »Die mittleren Schichten«, führt Saskia Sassen (1993: 83) am Beispiel New Yorks aus, »bilden zwar noch die Mehrheit, aber die Bedingungen ihrer Expansion und ihrer politisch-ökonomischen Macht – die zentrale Bedeutung von Massenproduktion und Massenkonsumtion für das ökonomische Wachstum und die Profitrealisierung – sind von neuen Wachstumsbereichen abgelöst worden.« Die Unterschiede stellen eine nicht nur zahlenmäßige, sondern auch hinsichtlich der Struktur der sozialen Repräsentation und ihrer räumlichen Organisation weitreichende Veränderung dar. So erzeugen Gentrifikationsprozesse eine ›Veredelung‹ ehemaliger Arbeiterviertel und damit möglicherweise die anschließende Vertreibung der angestammten Bewohnerschaft durch die neue Dienstleistungsschicht. Sie sind eine Konsequenz der sich entwickelnden Schichtungs-

struktur der globalisierten Stadt, die sich, wenn man die Konsequenzen des Wachstums der informellen Ökonomie berücksichtigt, als eine neue Klassengrenze in den *global cities* abzeichnet: Neben der Hochlohnklasse nimmt die Zahl der Armen zu. Die Analyse der »Global City« als Produktionsstandort einer postindustriellen, globalen Ökonomie hat die entscheidende Rolle solcher globalen Städte und die Abhängigkeiten der lokalen Gesellschaften und Ökonomien von den Führungsfunktionen, die in solchen Städten angesiedelt sind, gezeigt. Dies buchstabiert sich auch in den weiter unten angesiedelten Städten in der *global city*-Hierarchie durch. Die soziale Dualisierung des urbanen Raumes vollzieht sich in allen Metropolen der Welt.

Kritiker dieser *dual city*-Hypothese verweisen darauf, dass die städtische Mittelklasse als solche nicht verschwinde, sondern sich in die Vorstädte zurückziehe. *Bimodalität* sei deshalb kein adäquater Beschreibungsmodus für die räumlichen und sozialen Trennlinien (vgl. Fainstein et al. 1992). Stratifizierungsprozesse werden eher vielschichtig und zunehmend komplex. Auf der Mikroebene (für das Individuum) lassen sich trotz übereinstimmender sozialer Indikatoren sehr unterschiedliche Lebensverhältnisse nachweisen. Anstelle der dualen oder einer nicht mehr beschreibbaren diversifizierten Stadt bietet Peter Marcuse (1993: 205) hingegen sein Konzept der »quartered city« an, das zumindest eine Strukturierung aufzeichnet, die der stadtsoziologischen Forschung konkrete Anknüpfungspunkte bietet. Nach Marcuse vollzieht die Polarisierung eine Aufteilung in vier verschiedene, sich kulturell, sozial, politisch und ökonomisch als eigenständig definierende Städte. Diese lassen sich als sich abgrenzende sozial-kulturelle Räume definieren. Ihre Geschlossenheit wird in erster Linie aufgrund ökonomischer Zugangsberechtigungen bedeutsam. Die *gentrifizierte Stadt* dient vor allem den akademisch qualifizierten Technikern, Managern, Yuppies zwischen 20 und 30 Jahren sowie Hochschulprofessoren: all jenen, denen es gut geht, die aber noch im Dienste anderer arbeiten müssen. Neben den Gehaltskriterien spielen hier auch gewisse Lebensstildistinktionen eine große Rolle, die sich im Freizeitverhalten, einem spezifischen, belohnenden Konsumverhalten, kennzeichnen lässt. Bei der Auswahl der Wohngegenden ist ein kurzer Weg zum Arbeitsplatz

entscheidend. Dies führt zu einer Revitalisierung der Innenstädte, da die *gentrifizierte Stadt* dort arbeitet. Weniger zahlungskräftige Bewohner können dieser Veredlungsstrategie nicht folgen und werden deshalb oftmals verdrängt. Nicht mehr als geografische Ortsangabe zu verstehen, findet man auch eine *suburbane Stadt* vor, deren traditionelle Charakteristika das Familienleben und die Ein-Mann-Einkommen sind. Besser verdienende Arbeiter und Angestellte finden sich zu einer Stadt zusammen, welche die Kapitalbildung für das Erreichen des Traumes vom eigenen Heim einsetzt. ›Zuhause-Sein‹ ist der entscheidende Wert für die Auswahl des Wohnortes, der oftmals wegen geringerer Belastung durch Lärm, Kriminalität oder Parkplatzmangel vor der Stadt liegt. Behaglichkeit und diverse Möglichkeiten, die Freizeit zu gestalten, gehören zu den weiteren Kriterien der Wohnortwahl. Im positiven Selbstverständnis der suburbanen Bewohner ist das Leitbild des stolzen (gewerkschaftlich organisierten) Arbeiters anzutreffen. Fremdenfeindlichkeit, Abwehrreaktionen à la ›Not In My Backyard‹ und Provinzlerium gehören zu seiner Schattenseite. Beide Selbstverständnisse werden als Identifikationsfiguren für die psychologischen und politischen Rationalisierungen der Angst vor der *Stadt der Mietwohnungen* gebraucht. Die Grenze zwischen beiden Städten liegt in der Sicherheit des erreichten Lebensstandards. Wer noch oder schon wieder ›nur‹ in Mietwohnungen wohnt, hat ein geringeres Einkommen, arbeitet in wechselnden, durch die Globalisierung flexibilisierten Beschäftigungsverhältnissen oder geht einer (schein-)selbständigen Tätigkeit nach. Exklusion von sozialen und kulturellen Dienstleistungen staatlicher wie privater Anbieter ist die weitere Folge. In der *Stadt der Mietwohnungen* ist es den Arbeitern, die zumeist in Niedriglohn-Dienstleistungsbetrieben beschäftigt sind, kaum möglich, diese Ausschlussmechanismen, die durch andere Faktoren wie Bildung, Geschlecht oder Ethnizität noch untermauert werden, zu überwinden. Da sie sich aber mit der Nähe der beiden anderen vorzugsweise in der Innenstadt lebenden Städte, der *gentrifizierten* und der *marginalisierten*, auseinandersetzen müssen, sind sie am meisten von erodierenden Prozessen wie der »Victimization« und der »fortschreitenden Obdachlosigkeit« betroffen (vgl. Marcuse 1996). Das Los derjenigen, die inzwischen in Armut leben, ist für

sie deshalb auch kein bloß denkbildiges oder unbekanntes Schicksal – wie in den beiden anderen Städten –, sondern wird ihnen tagtäglich auf den öffentlichen Plätzen vor Augen geführt. Ein zeitweiliger Abstieg oder familiäre Beziehungen in die *marginalisierte Stadt* gehören zum Erfahrungshintergrund. Am schnellsten wird der Abstieg dann vollzogen, wenn Personen nicht den anerkannten Leitbildern der Gesellschaft entsprechen und somit auch kein kulturelles Kapital akkumulieren können, mit dem der soziale Abstieg z.T. aufgefangen werden kann. Marcuse (1997) hat ergänzend idealtypische Endpunkte des »quartering« für US-amerikanische postfordistische Städte als Enklave, Zitadelle und *class* oder *outcast ghetto* beschrieben.

INFORMATIONAL CITIES

Die Innovationen in der Informations- und Kommunikationstechnologie seit den 1980er Jahren hatten erheblichen Einfluss auf die fundamentalen Dimensionen menschlichen Lebens: auf die Struktur von Zeit und Raum. Unbegrenzte Horizonte der Kreativität und Kommunikation eröffnen neue Spielräume für die Gestaltung der Stadt und der Gesellschaft. Hierbei zeigen sich an verschiedenen Orten unterschiedliche Effekte der IT-Entwicklungen. Mit dem Ansatz der »Informational City« versucht Manuel Castells (1989), die Auswirkungen der neuen Technologien auf dem Hintergrund der speziellen ökonomischen, sozialen, politischen und kulturellen Kontexte von Regionen und Städten zu analysieren. Informationstechnologische Innovationen treten in eine Interaktion mit historischen Veränderungen, die sich in der Restrukturierung des Kapitalismus mit seiner Matrix ökonomischer und institutionellen Organisationsformen äußern. Die qualitativen und quantitativen Veränderungen der Kommunikation und Information sind nicht nur Bestandteil dieser Restrukturierung, vielmehr prägen sie die Form der gesellschaftlichen Entwicklung. Wir befinden uns in einer Phase des Kapitalismus, der durch den *informational mode of development* geprägt ist. Dieser Entwicklungsmodus beschreibt eine neue Beziehung zwischen Produktion, Raum und Gesellschaft. Informationen sind nicht

mehr nur als Träger von Wissen für den Produktionsprozess wichtig, Informationsgewinnung und -präsentation werden zu entscheidenden wirtschaftlichen Prozessen – Informationen sind Ressourcen. Dabei verschiebt sich der Status von Informationen, die als Grundlage in Innovationsprozessen und nicht mehr nur als deren Produkt wichtig werden. Vor der ›informationellen Revolution‹ war der Produktionsfaktor Energie für Innovationen entscheidend. Diesen Platz nehmen in Zeiten der niedrigeren Transportkosten nun Informationen ein. In dieser Weise wird die Art, wie Menschen produzieren, konsumieren und leben, stark beeinflusst. Insbesondere die soziokulturelle Symbolik wird dichter an die Produktionssphäre der Gesellschaft gekoppelt. Dies drückt sich in einer Übertragung des informationellen Prozessstiles aus. Die durch die IT-Technologien ermöglichte Flexibilität der informationalen Produktion überträgt sich auf die flexible Organisation des Konsums und des Managements. Mit der neuen Flexibilität tritt eine Größenveränderung der Produktion ein, d.h. die Massenproduktion wird zugunsten einer individuelle Wünsche berücksichtigenden *just in time*-Produktion aufgegeben. Schnelle Anpassung an den sich diversifizierenden und innovierenden Markt ist der Schlüssel für ökonomischen Erfolg. Als Konsequenz nähert sich die Wirtschaft den symbolischen Welten der Gesellschaft stärker an und somit wird die scharfe Trennlinie zwischen beiden Sphären – Stichwort: ›24-Stunden-Ökonomie‹ – aufgehoben.

Für das Verhältnis von Raum und Gesellschaft gibt es im informationellen Zeitalter eine entscheidende Kehrtwende: Der Raum der Informationsflüsse überlagert den physischen Raum. Die neue Dienstleistungsindustrie sucht sich Orte, an denen sich Synergieeffekte ergeben. Die internationale Managerklasse okkupiert Räume, indem sie Teile bestimmter Städte für sich beansprucht. Beide isolieren sich durch ihre Exklusivräume von der restlichen Stadtgesellschaft. Die Netzwerke der informationalen Ökonomie haben sich von den urbanen weitgehend verselbständigt, wodurch sie sich von der Kontrolle von Städten und Staaten befreien, die ihre Macht durch eine territoriale Anbindung ihrer Bürger begründen. In der Konsequenz der lokalen Machtlosigkeit entstehen Ohnmacht und sinnlose Gewalt. Die Globalisierung

der Machtströme hinterlässt eine *Tribalisierung* ohnmächtiger Städte und Länder. Die Welt teilt sich in global Reiche und lokal Arme (vgl. Bauman 1998).

Zeit und Raum verdichten sich. Castells knüpft mit seinem Ansatz an die weitergehende Diskussion um die »Time-Space-Compression« an. Städte und Regionen müssen in der sich ausbreitenden *Netzwerkgesellschaft* eine eigene Rolle finden. In kultureller Hinsicht werden sie dazu gezwungen, ihre historischen Wurzeln für den Aufbau einer lokalen Identität, die sich von anderen unterscheidet, zu verwenden. Ökonomisch gesehen können Orte ihren Platz in den weltweiten Netzwerken finden, wenn sie eine spezifische Form der sozialen Kontrolle ihrer urbanen Gesellschaft organisieren können, die sich wiederum in einem besonderen Angebot an Arbeits-, Wissens- und Informationspotenzialen abbildet. Die städtischen Milieus bieten die allgemeinen Lebensbedingungen für die Reproduktion der informationalen Ökonomie. Die städtischen Gesellschaften werden in den *network societies* mit den Erfordernissen einer kapitalistischen Krise konfrontiert, die sich mit dem informationalen Entwicklungspfad neue Wege der Profitmaximierung sucht.

Castells hat mit seinem dreibändigen Werk zum Informationszeitalter eine umfangreiche Diskussionsgrundlage für die Analyse der Restrukturierungsfolgen vorgelegt (Castells 2001, 2002a, 2002b). Er betont die unterschiedliche Art und Weise, wie europäische Länder mit ihren divergenten geschichtlichen Formen des Arbeitens an Bedeutung verlieren. Die kapitalistische Restrukturierung verändert die Zeittakte des Arbeitens und führt somit zu einer allgemeinen Beschleunigung des Lebens und der Virtualisierung von Räumen, vor allem durch das Internet. »Isolation« ist eine soziale Begleiterscheinung des neuen Zeit-Raum-Verhältnisses, aus dem sich Menschen durch ihr Engagement in Neuen Sozialen Bewegungen und neuen Formen kollektiven Handelns befreien können. Dabei unterstreicht Castells die zentrale Rolle der weltweiten Umwelt- und Frauenbewegung. Zwar leiten Letztere das Ende des Patriarchats ein, aber die Feminisierung der Arbeit und der Armut bringe zugleich noch mehr Vereinzelung und Entfremdung hervor.

Die Aufgabe der »neusten« Stadtsoziologie sieht Castells zu-

nächst in einer funktionalen Analyse der Netzwerkgesellschaft in ihrer global-lokalen Opposition begründet. Dominante Prozesse in der Wirtschaft, den Medien und den institutionellen Autoritäten stehen dem Alltags- und Privatleben, der kulturellen Identität und der politischen Partizipation, die alle vorzugsweise lokal organisiert sind, oppositionell gegenüber. Zweitens richtet sich die Stadtsoziologie der »Informational City« programmatisch auf die Problematik von Individualisierung versus Kommunalisierung aus. Die Frage nach der sozialen Integration stelle sich in dieser Weise neu. Meinungen werden durch räumliche Arrangements organisiert. Urbane Semiotik steht an vorderster Stelle des Forschungsinteresses, mit der neue Kathedralen und Agoren analysiert werden können. Semiotische Analysen sollten durch eine Kontextualisierung der Kommunikationsmuster erfolgen, ihr Untersuchungsort ist der öffentliche Raum. Die Stadtsoziologie soll sich aber auch ausdrücklich der neuen Kommunikationsform der elektronischen Medien annehmen, der Urbanität der »Cyborg Cities«. Dabei will Castells ältere Anliegen der Stadtsoziologie nicht aufgeben. Er nennt in diesem Zusammenhang vor allem die Neuen Sozialen Bewegungen, die Formen der städtischen Armut, Rassismus und die soziale Exklusion. Die eigentliche Aufgabe für die Stadtsoziologie bleibt für Castells (2000) jedoch die Studie der neuen Beziehungen zwischen Zeit und Raum.

Castells Netzwerkansatz hat viele Arbeiten zur Thematik der Globalisierung von Städten inspiriert. Die Frage der Einbindung bestimmter Orte in die vielen (ökonomischen) Hierarchien und Netze stehen im Vordergrund. Dabei werden zunehmend empirische Befunde zur Kenntnis genommen, die sich nicht auf die US-amerikanischen Beispiele beziehen, die für Castells den Anlass seiner weitgehenden Restrukturierungsthese bildeten. Auffallend aber bleibt – etwa in einem Sammelband Saskia Sassens zu »Global networks, linked cities« (2002) –, dass die besondere Charakteristik europäischer Städte kaum wahrgenommen wird. Ihr Charme verschwinde, lautet der Befund. Wie Patrick Le Galès (2002: 148) zu Recht feststellt, mischt sich an dieser Stelle Forschung mit Prophetentum, und es wird nicht analysiert, warum europäischen Städte verhältnismäßig erfolgreich auf dem Weltmarkt bestehen können. Aus diesem Grunde ist wohl auch die

Konzeption der »global flows« zu relativieren. Sicherlich existieren diese Netzwerke und entfalten eine Wirkungsmacht, wie sie die Soziologie der »Informational Cities« beschreibt. Andererseits reduziert Castells' Konzept die wirtschaftliche Globalisierung auf einen Teilaspekt der sich global entwickelnden Ökonomie. Die Netzwerkmetapher scheint in dem komplexen Interaktionsnetz zwischen territorialer Wirtschaft und den globalisierten Flüssen zwar den neuen Entwicklungstrend zu betonen, hinsichtlich ihrer Ausprägungskraft auf die Gesamtwirtschaft sollte aber Vorsicht gelten (vgl. Storper 1997: 239).

METROPOLISIERUNG

Außerhalb der Stadtzentren ist es zu einem Verschmelzungsprozess von Städten mit ihrem Umland zu metropolitanen Gebilden gekommen, in dem die deutliche Trennung und Hierarchisierung von Räumen schwer fällt. »BosWash« war bereits Ende der 1970er Jahre eine zutreffende Bezeichnung für den städtischen Raum der amerikanischen Ostküste, in dem zwischen Boston und Washington in einem Meer von automobilen Verbindungslinien eine städtebauliche Vernetzung entstand. Ähnliches lässt sich seitdem in zunehmender Weise als ein weltweites Verstädterungsmuster erkennen. Die eigentliche Stadt ist nur noch ein Teil einer größeren städtischen Landschaft, in der das Stadtzentrum zunächst eine abgewertete (ökonomisch, politisch) und später oftmals neue Funktion (sozial, kulturell) erhält. In dieser »StadtRegion« wird das Umland »no longer sub to the urb« und entwickelt eine eigene urbane Qualität. Es stellt einen eigenen Entwicklungstypus dar, den Thomas Severts (2001) als »Zwischenstadt« bezeichnet. In vieler Hinsicht unterstützen diese Befunde den Ansatz der »L.A. School« (vgl. S. 56), dennoch sind für die europäischen Städte wichtige Unterschiede zu betonen. In nuce lässt sich der metropolitane Urbanisierungsprozess zwar scheinbar auch in peripheren Gegenden entdecken, doch für den europäischen Metropolisierungsprozess spielen andere Faktoren eine wichtige Rolle als für die »Edge City« Kaliforniens (vgl. Eckardt 2002). Die Ausbreitung und Vernetzung der Stadtregio-

nen entwickelt sich vor allem in Nordwesteuropa auf dem Hintergrund einer für den gesamten europäischen Kontinent wichtigen Produktions- und Verteilungsfunktion. ›Greater London‹, die niederländische ›Randstad‹ (Amsterdam – Den Haag – Rotterdam – Utrecht), das Ruhrgebiet, das Rhein-Main-Neckar-Gebiet, die Schweiz und Norditalien bilden eine Aneinanderreihung von eng miteinander verknüpften Produktions- und Austauschprozessen, in die noch Seitenlinien (etwa nach Paris) eingegliedert sind. Die von Regionalplanern als ›Blaue Banane‹ bezeichnete Vernetzung ordnet sich aber der internen Organisation der einzelnen »world city regions« (Kunzmann 1996) unter, so dass sich in Europa in der Tendenz keine städtische Einheitslandschaft ›Lon(don)Mil(ano)‹ entwickelt.

Für François Ascher (2003) ist die Metropolisierung nur ein Teil eines umfassenderen Veränderungsprozesses der Städte. Mit dem Maßstabssprung der Städte entwickeln sich auch andere gesellschaftliche Formen im Alltagsleben der Städter. Die so genannte ›Dritte Urbane Revolution‹ bringt andere Leitbilder, Motive, Orte und Zeiten von Bewegungsabläufen, Kommunikation und Austausch sowie öffentliche Dienste hervor. Technische Innovationen haben die Lebensweisen in der Stadt sowohl in der Arbeit als auch in der Freizeitgestaltung transformiert. Durch die Globalisierung tritt ein Konzentrationseffekt ein, der die städtischen Agglomerationen aufwertet. Diese »Metapolen« funktionieren aber nur durch ein unterstützendes Hinterland. Die neue Raumordnung wird durch zwei Prozesse gekennzeichnet: Es tritt eine Homogenisierung *metapolitaner* Städte auf, da die gleichen Akteure überall auf der Welt anwesend sind und eine einheitliche Produktionslogik durchsetzen. Diese »McDonaldisierung« (Ritzer 1998) der Städte bringt nicht nur eine Filialisierung des Gaststättengewerbes und des Einzelhandels hervor. Von »McDonalds« strahlt auch eine global gültige Wirtschaftsweise aus. Effektivität, Kalkulier- und Voraussagbarkeit und Kontrolle des Produktions- und Konsumprozesses führen zu einer Vereinheitlichung der lokalen Wirtschaftskulturen. Andererseits lässt sich in den »Metapolen« ein Differenzierungsprozess konstatieren, da sich die einzelnen Orte voneinander unterscheiden wollen. Differenzierungs- und Homogenisierungsprozesse stellen deshalb keine Wider-

sprüche dar, sie sind vielmehr in einem Entwicklungsmuster doppelter Dynamik eingespannt. Die metapolisierte Stadt *glokalisiert* in dieser Weise globale Aktivitäten mit lokaler Identität und eröffnet politische Handlungsräume. Technologische Innovationen führen homogene Kommunikationsstandards und -technologien ein. Sie relativieren aber die lokalen Zeit- und Raumarrangements. Damit ergeben sich neue Möglichkeiten der individuellen und kollektiven Lebensgestaltung. Es findet eine Desynchronisierung der fordistischen Zeitmuster urbaner Produktionslogiken statt. So wird beispielsweise durch die Verbreitung der Mikrowelle das Essen nicht mehr in der Kantine, sondern in dezentralen Pausen in den Büros eingenommen und so an den individuellen Arbeitsablauf angepasst. In dieser Weise ergeben die globalen Homogenisierungen zugleich eine Resynchronisation städtischer Zeitabläufe, die neue Chancen und Risiken beinhalten.

STÄDTISCHE KULTURINDUSTRIEN

Die Innenstädte sind in den 1980er Jahren vielerorts wiederbelebt worden. Die Suburbanisierung hat in vielen Ländern Westeuropas und Nordamerikas ihren Höhepunkt überschritten. Es lassen sich Rückwanderungen in das Stadtzentrum feststellen. Dieser Vorgang hat eine Veränderung der Rolle der Innenstadt in der Gesamtkomposition der städtischen Räume hervorgebracht, von dem einige innenstadtnahe Stadtteile profitierten. Insbesondere Stadtteile der ehemaligen Arbeiterklasse wurden von *urban pioneers* und *gentrifiers* entdeckt, wodurch eine Gentrifizierung einsetzte, die sich in den US-Städten oftmals als problematisch darstellt (vgl. Mele 2000). Es scheint, dass die neue internationale Dienstleistungsklasse und ihr innovatives Milieu die Innenstadt durch ihren Konsum reanimiert haben. »Coffee to go«, Designerläden, Art-Friseure und andere Dienstleister siedelten sich im Zentrum an und wurden auch von der breiten Bevölkerung begrüßt.

Um die Analyse städtischen Konsums zu verstehen, haben viele Autoren vorgeschlagen, den Konsum im Rahmen seiner kultu-

rellen Funktionalität zu diskutieren. Konsum wird deshalb nicht wie in der »New Urban Sociology« (vgl. S. 52) als Nachfrageseite der Produktionssphäre verstanden. Stattdessen zeigt die Betrachtung des ›Innenstadt-Revivals‹, wie sehr städtischer Konsum durch eine kulturelle Dimension hervorgerufen und reproduziert wird. Wie Castells' Konzept der »Informational City« (vgl. S. 89), so unterstellt auch dieser Ansatz, dass die Ursachen für die Kulturalisierung des städtischen Konsums durch eine ökonomische Restrukturierung verursacht werden. Die Theorie der »Culture Industry« behauptet, dass die Grenzen zwischen kultureller und ökonomischer Entwicklung der Stadt unscharf werden. Der gesamte Bereich menschlichen Handelns werde nun in die ökonomischen Verwertungsprozesse eingeschlossen. Dies geschehe durch eine Semiotisierung und Ästhetisierung wirtschaftlicher wie kultureller Prozesse. Die Produktion von Gütern und das Angebot von Dienstleistungen werden durch zeichenhafte Aufwertungsstrategien den Verbrauchern näher gebracht. Die *economies of signs* funktionierten in dieser Weise als ein Intermedium zwischen der Kulturindustrie und den kulturellen Aktivitäten der Stadtbewohner. Mit der Ästhetisierung des Alltagslebens werden kulturelle Distinktionen, wie sie für Bourdieu als Ausgangspunkt der Analyse sozialer Unterschiede galten (vgl. S. 71), relativiert. Dies wird insbesondere am Bedeutungsverlust verschiedener Klassifikationen der Musik deutlich, indem das ›Crossover‹ zur herausgehobenen Innovationsquelle der urbanen Musikproduktion in den 1990er Jahren wurde. Dies hat mit der Ästhetisierung des Alltags zu tun, die wiederum durch eine Verschmelzung von Konsum- und Kulturpraktiken zustande kommt. In der Kulturindustrie sind tendenziell postfordistische Produktionsprozesse vorherrschend, die auf Flexibilität, dedifferenzierenden Dynamiken und kleinen Produktionseinheiten basieren (vgl. Wynne 1992).

Durch die Erzeugung einer kulturellen Identität wurde die Wiederaufwertung von Städten möglich. Alte Industriestädte wie Manchester verfolgten deshalb gezielt die Strategie, sich als ein Ort für kulturelle und konsumtive Aktivitäten zu profilieren. Auf diese Weise verschoben sich die Prioritäten auf der politischen Tagesordnung zugunsten einer kulturellen Agenda in der Stadterneuerung. Mancherorts ergriffen viele Kommunalpolitiker dies

als den vermeintlich rettenden Strohalm, der sich nach Jahrzehnten des deindustrialisierten Niedergangs anzubieten schien. Insbesondere durch die Organisation großer kultureller und sportlicher Ereignisse versprachen sich lokale Eliten oftmals einen *push*-Effekt für die gesamte Stadtentwicklung. Durch die Politisierung der Festivals trat aber zum Teil auch eine Festivalisierung der Politik ein, die implizit auch eine andere Form der Kommunalpolitik erforderlich scheinen ließ (vgl. Häußermann/Siebel 1993).

Stadtsoziologisch interessant ist insbesondere der Effekt, den die »Cultural Industry« auf die Konstruktion bzw. Dekonstruktion von lokalen Identitäten hat. Ausdruck dessen ist eine Veränderung des kulturellen Bildes der Stadt, das sich zwischen den Extremen ›Disneyland‹ und ›Coney Island‹ bewegt. ›Coney Island‹ ist multikulturell und desorganisiert, unintentional und ohne jeden Fortschritt. Es steht der Verwirklichung einer *brave new world* à la ›Disneyland‹ entgegen, die mit dem Vergnügen der Besucher wirtschaftlichen Erfolg für die Stadt produzieren will (Zukin et al. 1998). Der öffentliche Raum der Städte unterliegt deshalb den Antagonismen der verschiedenen Rahmenbedingungen (lokal/global, öffentlich/privat, homogen/divers) unter Vermittlung und Einbindung von sozialer und geografischer Gemeinschaften und kultureller Identitäten, sowie in Bezug auf soziale Interaktionen und visuelle Repräsentationen. Die Gestaltung des öffentlichen Raumes in den postmodernen Städten wird zum zentralen Ort der Entscheidung über die Frage, inwieweit er nur noch für Touristen, *gentrifier* und Investoren ein attraktives Image ausstrahlt oder ob hier auch die Ortsansässigen ihre lokale Identität und ihre sozialen, kulturellen und wirtschaftlichen Interessen verwirklichen können. Für New York hat Sharon Zukin (1995) die »domestication by cappuchino«, die Vorherrschaft der globalistischen Kaffeetrinker in den Yuppie-Cafés über die lokale Gemeinschaft auf den ehemals öffentlichen Plätzen konstatiert. Durch die Globalisierung stelle sich die Frage »Whose City?« (Pahl 1975) in den Städten deshalb nun als »Whose Culture?«.

Empirische Untersuchungen in europäischen Städten ergaben allerdings, dass die neuen städtischen Kulturangebote von großen Teilen der Bevölkerung genutzt und begrüßt werden. Selbst

›schwieriges Metier‹ wie klassische Konzerte können sich überdurchschnittlicher Beliebtheit in kulturell regenerierten Städten erfreuen. Kultur eröffnet die Räume der Innenstadt, sie durchbricht die Isolierung in der *suburbia*. Das Zentrum wird zum Synonym für Spiel, Gesellschaft und Entertainment. Dies trifft auf die verschiedensten Lebensstilgruppen mit unterschiedlichem Sozialkapital zu, während das Yuppie-Ethos ›work hard, play hard‹ – von vielen Autoren als für die städtische Rekulturalisierung entscheidend betrachtet – nur von wenigen geteilt wird. Die Stadt wird zur Bühne, auf dem sich verschiedene Identitäten präsentieren und entfalten können. Sie wird damit zum Produktionsort des *global flow* konsumtiver Zeichenströme. Sie produziert die kulturelle Globalisierung. Dies trifft insbesondere auf die *gay community* und die ethnischen Minderheiten zu.

Das kulturelle Engagement wird für diese wie andere sozialen Gruppen eine Strategie, um in der Stadt ihre Lebensentwürfe zu realisieren. Zumindest für europäische Städte scheint dies nicht soweit zu gehen, dass zu der Selbstverwirklichung auch ein Zusammenwohnen mit Menschen gleichen Lebensstils gehört. Dadurch wird auch eine kulturelle Homogenisierung vermieden, weil die Netzwerke und Lebensstile in den postindustriellen Städten Europas sehr komplex, vielschichtig und durch sehr unterschiedliche Institutionen aufgebaut sind. Dadurch ergeben sich auch differenziertere Distinktionsmechanismen und Trennlinien, die sich mit Bourdieu (vgl. S. 71) nur analysieren lassen, wenn der Kulturbegriff reflexiv und pluralistisch verwandt wird. Die kulturelle Wiederentdeckung der Stadt wird durch weitergehende gesellschaftliche Veränderungen mit verursacht, die durch neue Formen der Intimität und der Vergesellschaftung zum Ausdruck kommen. Sie findet nicht überall statt, weil in der globalisierten ›Städte-Welt‹ die Unterschiede der lokalen Identitäten und der historischen Kontexte aufgewertet werden (vgl. Wynne/O'Connor 2003).

TRANSNATIONALE MIGRATION

Internationale Migration gehört zum thematischen ›Kerngeschäft‹ der Stadtsoziologie seit ihren Anfängen bei Simmel mit seinem Exkurs über den Fremden (Simmel 1995, II: 764-771) sowie der Chicagoer Studie über den polnischen Bauern (Thomas/Zaniecki 1919). Im Allgemeinen lässt sich über die Großzahl der Studien sagen, dass sie sich mit der Migration über eine nationale Grenze hinweg beschäftigt haben. Im Weiteren haben sich Forschungen auf die Frage der Integration in der ersten und den folgenden Einwanderergenerationen konzentriert. Seit den 1980er Jahren lassen sich aber gegenüber früheren Migrationsbewegungen wichtige Unterschiede beobachten. Seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs nimmt die grenzüberschreitende Migration stark und ständig zu, insbesondere in den letzten 20 Jahren. Gleichzeitig werden viele Länder stärker in die Migrationsströme eingliedert. Migration findet nicht mehr von bestimmten Auswanderungs- in wenige Einwanderungsländer statt. Vor allem die Länder der ›Dritten Welt‹ werden stärker eingebunden. Die Migration wird globalisiert und erzeugt »postindustrielle Migranten«. Diese nehmen in den Großstädten der USA, Japan, den Golfstaaten und Europas die *low wage*-Jobs ein, die im Rahmen der globalisierten Restrukturierung der urbanen Ökonomien entstehen (vgl. Basch et al. 1995).

Die *push*-Faktoren der globalisierten Migrationen sind in den globalisierten Ökonomien in den Heimatländern der Migranten zu suchen. Dort haben in Folge von Anpassungsmaßnahmen an einen offenen Weltmarkt die nationalen Wirtschaften für viele Menschen Einkommens- und Existenzunsicherheiten hervorgehoben. Für den Einzelnen stellt die Migration eine wichtige Strategie der wirtschaftlichen Sicherheit dar. Hinzu kommen große Gruppen von Menschen, die sich aus politischen Gründen, Bürgerkriegen, Gewalt und anderen Gründen zur Flucht entscheiden. Für die »neue Migration« sind aber eher die Mittelschichten der weltpolitischen Peripherie, die in die globalen Metropolen ziehen, bezeichnend. Dort erleiden sie zwar in der Regel einen Statusverlust, können aber im Vergleich zum Heimatland einen höheren Verdienst erzielen. Migranten sind deshalb nicht nur als

Opfer der Globalisierung zu betrachten. Zumindest einige Gruppen können die Grenzöffnungen für eine persönliche Aufwertungsstrategie ihres ökonomischen, sozialen oder kulturellen Kapitals nutzen.

Für sie gilt insbesondere, dass sich auch die Qualität der internationalen Migration verändert hat. Das Leben vieler Migranten wird durch transnationale Netzwerke geprägt. Mit diesen überschreiten sie die Begrenzungen, denen sie durch die Aufnahmeländer unterliegen. Mit der Bezeichnung »transnationale Migration« wird ein Sozialraum beschrieben, in dem Migranten sowohl in ihrem Herkunfts- als auch in ihrem Verbleibort vielfältige Aktivitäten entwickeln. In verschiedenster Form werden in den transnationalen Räumen soziale, politische, religiöse und ökonomische Bindungen aufgebaut, mit denen sich der Einfluss auf die Herkunftsländer fortsetzt. Zugleich dienen diese transnationale Netzwerke zur Organisation der Kettenmigration, bei der zunächst ein Familienmitglied an einen Ort zieht und dieses dann weitere nachkommen lässt. Entscheidend dabei ist die intensive Kommunikation mit der zurückgebliebenen Familie oder einem sozialen Netzwerk, in welchem der Bedarf und die Versorgungsmöglichkeit für zusätzliche Einwanderer verhandelt wird (vgl. Engbersen et al. 1999).

Durch die verbesserten Reisemöglichkeiten, die »Demokratisierung des Flugzeugs«, ergeben sich Möglichkeiten der zirkulären Migration. Der polnische Einwanderer der »Chicago School« nahm von seiner bäuerlichen Heimat für immer Abschied, als er nach Amerika einschiffte (Thomas/Zaniecki 1919). Die Mittelschicht-Brasilianer in New York kehren jedoch regelmäßig in ihr Heimatland zurück, wenn die Einreiseerlaubnis abgelaufen ist oder der erhoffte wirtschaftliche Mehrgewinn transferiert wurde. Aus den Einwanderern in die modernen Metropolen sind »Jo-Jo-Migranten« in die postmoderne »Global City« geworden (vgl. Margolis 1994).

Transnationale Migration ist nicht nur Ausdruck der Globalisierung. Sie stellt vielmehr eine ihrer sozioökonomischen Organisationsformen dar. Die transnationalen Netzwerke der Migranten können als Pendant zur internationalen Managerelite betrachtet werden. Beide »transnationalen Klassen« werden als komplementen-

tär betrachtet, weil die transnationale Elite von den urbanen Zentren in die Peripherie wandert, während die Migranten sich in umgekehrter Richtung bewegen. In dieser Konzeption der neuen Migration wird ausschließlich den Eliten eine berufsgerichtete Organisation zugesprochen. Die ethnischen Minderheiten mobilisieren jedoch ihr soziales Kapital, um Handel, Dienstleistungen und Produktion transnational zu organisieren. In dieser transnationalen Organisation zeigt die Innenperspektive der ethnischen Ökonomie, dass diese durch eine Rollenverteilung neue soziale Ungleichheiten innerhalb der Netzwerke produzieren. Der Unterschied zwischen den ethnischen und berufsgerichteten Netzwerken dürfte daher eher ein gradualer sein, dessen Ausmaß je nach Fall nach Ausschluss- und Einschlussmechanismen zu untersuchen wäre.

Transnationale Migranten leben in einer komplizierten Welt, in der sie sich in unterschiedlichen Kräftefeldern aufhalten. Hegemonieansprüche auf ihre Lebensgestaltung werden von den verschiedenen territorial gebundenen Ökonomien und Gesellschaften ausgeübt. Sie sind nicht aus den Regulationen und Erfordernisse der verbliebenen Nationalstaatlichkeit in die globalisierte Welt entlassen worden. Die ethnischen Konzepte der Nationalstaaten zwingt sie vielmehr zu Loyalitätsentscheidungen und pro-aktiven Haltungen gegenüber dem Aus- wie Einwanderungsland.

Die globale Migration in die Städte hat eine neue Form gesellschaftlicher Organisation hervorgebracht, die in letzter Zeit häufig mit dem Begriff »Diaspora« bezeichnet wurde (vgl. R. Cohen 1997). Damit werden Formen der Vergemeinschaftung gemeint, die sich *deterritorialisiert* und *transnational* in sozialen, ökonomischen und politischen Netzwerken über Nationalgrenzen hinweg organisieren. Der Terminus »Diaspora« wurde von Stadtforschern aufgegriffen, weil er von Akteuren innerhalb dieser neuen Gesellschaftsformen selbst artikuliert wurde. Die *globalen Diasporas* stellen als Konzept der Globalisierungsforschung zunächst ein Phänomen mit undeutlicher und vielschichtiger Bedeutung dar. Dadurch haben sich erhebliche Verständnisschwierigkeiten ergeben, weil mit diesem Konzept implizit eine Parallele zu der traumatischen Erfahrung der jüdischen Diaspora gezogen wird. Im

Allgemeinen wird aber zwischen der neuen Diasporaforschung und dem historischen Beispiel der Juden kein Bezug hergestellt. Stattdessen soll mit dem Ansatz die besondere soziale, politische und kulturelle Organisation von globalisierten Gemeinschaften zum Ausdruck gebracht werden.

In sozialer Hinsicht vollziehen *globale Diasporas* die Zementierung bestimmter Arten von sozialen Beziehungen durch besondere geschichtliche wie geografische Beziehungen. Sie werden hervorgerufen durch eine freiwillige oder gezwungene Migration von einem Heimatland in mindestens zwei andere Länder. Verbunden mit dem Migrationsprozess entsteht eine zunehmend sich verfestigende kollektive Identität, die oftmals durch ethnische Mythen über eine gemeinsame Herkunft, historische Erfahrungen oder einen bestimmten Ortsbezug produziert wird. Das Bewusstsein einer Diasporagemeinschaft sucht nach öffentlicher Auseinandersetzung und Sichtbarkeit. Die transnationalen Gemeinschaften betreiben aktiv eine Politik der Anerkennung ihrer Differenz in städtischen Räumen.

LIVING THE GLOBAL CITY

Die Diasporakonzeption ist für die Analyse der transnationalen Migration entwickelt worden, sie deutet aber auf einen *allgemeinen Modus einer globalisierten Urbanität*. Die Unterschiede zwischen Dagebliebenen, transnationalen Reisenden und Migranten verwischen in gewisser Weise. Zwischen den einzelnen Gruppen bleiben weiterhin wichtige qualitative Unterschiede bestehen. Es scheint jedoch, dass sich die »Community« zum Ort globaler Vernetzungsprozesse entwickelt, die in ihrer Funktionsweise der Diaspora ähnlich ist. »Community is in the process of being disembedded, therefore, to the extent that we identify its reconstitution on a non-local, non-spatially bounded basis« (Albrow et al. 1996: 25).

Identitätsbildungen erreichen in den transnationalen »Communities« oftmals nicht das Niveau, dass sich ihren Mitgliedern ein Gefühl vermittelt, sie seien noch irgendwo in dieser Welt zu Hause. Hierfür wäre ein *Milieu* notwendig, dass einerseits eine lo-

kale Mobilität ermöglicht, aber andererseits die ›weite Welt‹ ausgrenzt und Bekannte und Fremde in der unmittelbaren Nähe bestimmen kann. Durch die medialisierte Wahrnehmung der Welt werden lokale Milieus exportiert. In diesen »transnationalen Milieus« verlegen sich die Grenzen der eigenen Sichtweisen auf die eigenen Räume durch die Aufnahme von verschiedenen Perspektiven.

Doch selbst die Bewohner dieser Milieus benötigen einen Platz, an dem sie schlafen, sich ausruhen und erholen können. Dieses lässt sich in einem generalisierten Milieu organisieren, für das sich Orte in begrenztem Umfang standardisieren. In den Städten treffen sich generalisierte und lokale Milieus und suchen ihre jeweiligen Räume. Sie befinden sich in einer ambivalenten Position gegenüber den städtischen Räumen, die für sie »Community«-orientierte und nationale Angebote kulturell miteinander vereinbaren müssen. Eine der wichtigsten Konsequenzen der Globalisierung ist demnach eine Verschmelzung transnationaler und generalisierter Milieus an einem Ort. Die Ortsgebundenheit der modernen Milieus wird somit aufgehoben. Das Milieu wird zu einem Erfahrungsraum mit der Möglichkeit einer fiktiven habituellen Übereinstimmung (vgl. Dürrschmidt 1996).

Für den Einzelnen hat dies erhebliche Konsequenzen. Die Erforschung der globalisierten Urbanität hat sich deshalb in den letzten Jahren verstärkt der Frage zugewandt, wie sich das soziale Leben in den »Global Cities« entwickelt hat (vgl. Eade 1996). Das Gefühl für ›hier‹ und ›dort‹ wird gleichzeitig vergrößert und eingeschränkt. Sie lassen sich nicht mehr mit ›nah‹ und ›fern‹, ›familiär‹ und ›fremd‹ gleichsetzen. Auf der individuellen Ebene ist die Extension des eigenen Milieus zu bewältigen. In zunehmender Weise sind verschiedene Orte und Zeiten in den Alltag zu integrieren. Gleichzeitig muss diesen eine eigene biografische Bedeutung gegeben werden. Es entstehen »Schwellenräume«, die dem Individuum Zugänge zu Räumen einerseits, Fluchtmöglichkeiten andererseits anbieten, um signifikante Raumbezüge herzustellen. Dabei wird sich nicht ein ›globaler Mensch‹ entwickeln, sondern es sind unterschiedliche Reaktionsmuster der Individuen gegenüber den Raum-Zeit-Rekonfigurationen zu beobachten.

Die Erfahrung einer globalisierten Urbanisierung hat Folgen

für die Persönlichkeitsentwicklung. Dies zeigt sich wiederum bei den transnationalen Migrationsjugendlichen am deutlichsten, bei denen die Sekundärsozialisation in entscheidendem Maße durch die Deterritorialisierung der Raum- und Gesellschaftsbeziehungen geprägt wird. Dadurch entsteht eine existenzielle Unsicherheit, die nach neuen Formen der gesellschaftlichen Verarbeitung sucht. Risiko und Vertrauen werden von den bisherigen kollektiven Formen, die dem Individuum physische und psychische Sicherheit verliehen, neu verteilt und müssen durch individuelle Adaptionsstrategien verarbeitet werden.»The most intimate connections between gender, sexuality and self-identity, are publicly placed in question as people disengage from traditional relations« (Giddens 1994: 106).

Unter dem Einfluss der kulturellen Globalisierung entwickelt sich in den Städten eine »dritte Kultur«, wobei sich insbesondere durch technologische Standardisierung eine weitergehende Diversifizierung ergibt: »While standardization is an important feature of certain technical preconditions for global cultural participation [...] it may thereby also provide for maximum diversity in the uses to which these are put. [...] The result is that the multiplication and diversification of worlds rather than homogenization or hybridization better express the dominant forms of cultural relations under globalized conditions« (Albrow 1996: 146). Mit den herkömmlichen urbanistischen Diskursen wird die globalisierte Transformation städtischen Lebens – wie sich die kulturelle Globalisierung durch das Nebeneinander von Homogenisierungs-, Hybridisierungs- und Diversifizierungstendenzen in ihrem Neben- und Miteinander ausprägt – aufgegeben.

Gewalt und Dialog sind die beiden Extremformen, in denen sich Individuen miteinander in einer posttraditionellen Begegnung ohne die alten Regeln, die das Aufeinandertreffen vorstrukturiert hätten, treffen können. In dieser Begegnung baut sich eine Beziehung auf, die in einem kontemporären Kontext eine Interpretation beider Bedeutungsmuster prozesshaft entwickelt. Durch »increasingly fine-grained modes of identity presentation« (Robertson 1992: 178) vollzieht sich eine Inkorporation universalistisch-globaler Ideen in partikularen Entitäten. Die individuellen Beziehungen werden durch Routineprozeduren und pragmati-

sche Handlungsweisen hergestellt, die sich nach weltweit verbreitenden Mustern entwickeln. Die Städte bieten hierfür die Bühne, um solche kulturellen Handlungsmuster abzuschaun und vorzuführen. Sie bieten das semiotische *Setting* an, das als Ort des Spektakels und der Spielwiese die kulturellen Differenzen anschaulich macht. Menschen brauchen immer noch einen Ort, an dem sie alles sehen, schmecken und hören können (vgl. Hannerz 1996: 137).

»NEW URBAN WARS«

Sarajevo, Grosny, Algier, Bujumbura, Medelin, Freetown, New York, Bagdad, Madrid. Mit der Globalisierung ist der Krieg in die Städte zurückgekehrt. Seit dem Zweiten Weltkrieg hat es in der Regel nur kriegerische Auseinandersetzungen gegeben, in denen Städte wichtige Orte der politischen Auseinandersetzung gewesen und bis heute auch geblieben sind. Städte wie Belfast, Beirut, Jerusalem und Berlin waren während des Kalten Krieges Zeichen der geteilten Welt, in der sie nur durch Mauern von Auseinandersetzungen geschützt werden konnten. Die Stadt vor dem *global flow* konnte die Auseinandersetzungen mit der Außenwelt – in der Regel durch die funktionierende Welt (inter-)nationaler staatlicher Ordnung – regulieren und institutionalisieren. Es gab auch vorher soziale und ethnische Konflikte *innerhalb* der Stadt, die sich mit Gewalt entluden. Mit der Globalisierung der Städte aber tritt eine Gewalt *gegen* die Städte ein, die von außen und zum Teil von sehr weit entfernten Orten des Globus kommt. Für Mike Davis (2002) hat damit die Rückkehr einer geschichtlichen Periode begonnen, in der »Dead Cities« als Option der Stadtentwicklung die Negativ-Vision zur linearen Urbanisierung der Moderne darstellen. Für ihn hat der Anschlag auf das »World Trade Center« die Achronie städtischer Gesellschaften wiedereingeführt.

Mit der Globalisierung hat sich eine andere Territorialität der Konflikte herausgebildet, weil Lokalität nicht mehr örtlich produziert wird. Die Bewegungen der Menschen und die weltweite Wahrnehmung von Orten schafft neue globalisierte Lokalitäten. Diese Wahrnehmungsprozesse führen nicht zu der globalisti-

schen Perspektive vom gemeinsamen *global village*. Eine düstere Kartografie der globalisierten Nachbarschaften entsteht, in der »New Urban Wars« die ultimative Form der Rückgewinnung von Örtlichkeit bedeuten. Die neuen Kriege in und gegen die Städte haben sich zum Teil von ihrem regionalen Kontext abgelöst und lassen sich nur noch als symbolische Besetzung und Zerstörungen von global konstruierten Orten verstehen (vgl. Appadurai 1995). Sinnfällig wird dies durch den ›11. September‹, aber die Logik der »New Urban Wars« erstreckt sich auf alle Städte. Unsicherheit, Angst, Armut, Verzweiflung und Vertreibung suchen eine Form der Verräumlichung. Der Krieg stellt hierfür in seiner Eroberungs- und Angriffsbewegung nur die barbarischste Version dar. Die permanenten Flüchtlingslager der »Vereinten Nationen« in Pakistan, Ghaza und an den Großen Seen sind die Orte des vergessenen Alltags der globalisierten Entwurzelung. Die Aufstände und städtische Gewalt in Los Angeles, Ahmedabad, Mogadishu oder Johannesburg stellen eine neue Form der Stadt dar, weil sie in transnationale Netzwerke eingebunden sind und zum Teil in diesen generiert werden. Die globale Landschaft hat bizarre Formen der religiösen, ethnischen und linguistischen *ethnoscapes* hervorgebracht, in denen neben und inmitten der transnationalen Vergesellschaftungsprozesse Szenarien städtischen Terrors mit ihren eigenen Logiken entstehen. Sie sind Ausdruck einer globalisierten ›Stadt-Welt‹, in der die Selbstregulation außer Kraft gesetzt wird. Ausgangspunkt dieser verstärkten Kriege sind kollabierende oder machtlose Nationalstaaten und ihr schwindendes Definitionshegemonial über kollektive Identitäten in eingegrenzten Räumen. Die so genannten ›ethnischen Säuberungen‹ produzieren eine Scheinwelt der Stabilisierung: Der Deterritorialisierung folgt die Reterritorialisierung.

Zur Erklärung dieser neuen Stadtkriege greift Appadurais Ansatz als Ausgangspunkt das Entstehen von neuen *Landschaften* auf (Appadurai 1990). Vorteil dieser Konzeptualisierung ist, dass den verschiedenen *scapes* eine relative Autonomie einerseits und eine lokale und globale Verortbarkeit nach bestimmten dominanten Dimensionierungen andererseits noch ermöglicht wird. Imagination stellt die Ressource dar, die solche *Landschaften* produzieren kann und die dadurch Macht gewinnt. Die Frage nach den

Leitbildern wird so auch zu einer zentralen politischen Dimension der kulturellen Globalisierung. Statt in mehr oder weniger abgrenzbaren oder statistischen Räumen vollzieht sich der globalisierte Alltag in »multiple worlds which are constituted by the historically situated imagination of persons and groups spread around the globe« (ebd.: 297). Mit der perspektivischen Zugänglichkeit wechseln *ethnoscapes* (Landschaften von Personen), *mediaspaces* (Verteilung der Möglichkeiten zur Produktion elektronischer Bilder und ihrer Ausstrahlung), *finanscapes* (durch Devisenmärkte, Börsen, Spekulationsgeschäfte), *technoscapes* (die grenzüberschreitenden Bewegungen der Technologien, der mechanischen und der informationellen Technologien), *socialscapes* (Konfigurationen sozialer Interaktionen) und *ideoscapes* (Verketzung von Bildern, oft im Zusammenhang mit Ideologien und Ideen). Das Chaos der Globalisierung macht sich nicht an jedem Ort und zeitgleich bemerkbar. Es zeichnet sich aber durch eine Unbeherrschbarkeit aus, gegen die Gewalt und Krieg als Strategie der Rückgewinnung der modernen Sicherheit über Territorien entwickelt werden. In den *ideoscapes* organisiert sich dieser Widerstand als »New Patriotism« oder Populismus, der nicht nur die unvermeidliche Schattenseite der Globalisierung darstellt (vgl. Heitmeyer/Loch 2001). Sicherlich werden solche politischen Bewegungen durch eine nationalistische Nostalgie getragen, die den Verlust der Übersichtlichkeit betrauern. Der Populist Pim Fortuyn konnte Rotterdam im Sturm erobern, weil er sich als liberal *und* rassistisch, weltoffen *und* ortsnah über die Medien produzierte (vgl. Eckardt 2003). Populismus schafft deshalb auch ent-traditionalisierte Räumlichkeiten, die sich der mediatisierten Form städtischen Lebens bedienen, um neue lokale Identitäten zu schaffen.

»Die kritische Überlegung überwindet die Grenzen zwischen den spezialisierten Wissenschaften von der menschlichen Realität. Dabei nimmt die Kritik am Alltagsleben (eine ständige Kritik, die zuweilen spontane Selbstkritik, die zuweilen begrifflich formulierte Kritik ist) das Wesentliche der [...] sogenannten »soziologischen« Untersuchungen wieder auf. Sie vergleicht dabei das Wirkliche mit dem Möglichen (das ebenfalls »Wirklichkeit« ist) und zieht ihre Schlußfolgerungen, ohne dabei ein Objekt oder ein Subjekt, ein System oder einen festen Bereich zu benötigen. In diesem Licht wäre es sogar vorstellbar, dass eines Tages auch die Soziologie der Stadt einen definierbaren Status erhielte« (Henri Lefèbvre, *Die Revolution der Städte*, 1976).

Die Stadt ist die unvollständige Gesellschaft. Sie ist nicht ihr Abbild und nicht ihr Produzent. Städtische Praxis betont eine unsichere Eigenständigkeit. Akteure, Handlungen, Prozesse, Institutionen, Netzwerke und Diskurse gestalten einen urbanen Raum. Diese Raumproduktion findet in Abhängigkeiten zu anderen gesellschaftlichen Ebenen statt. Städtische Gesellschaften sind makroskopisch betrachtet in die historisch entwickelten Nationalstaaten eingebettet. Mikroskopisch gesehen weben sie in schier unübersichtlicher Vielfalt mit den Bewegungen der Individuen einen unverkennbaren Stoff: die Einzigartigkeit jeder Stadt.

Von Anfang an hatten die Stadtsoziologen den Mut, sich auf eine Forschung einzulassen, in der sie auf Abgrenzungen und deutliche Beschreibungen des Untersuchungsgegenstands verzichten mussten. Um die europäische Stadt verstehen zu können, hat Max Weber den Kontrast mit Asien gesucht. Walter Benjamin ließ sich auf eine surrealistisch anmutende Verstrickung in das urbane Labyrinth ein und die »Chicago School« reiste nach Polen,

um die Veränderungsprozesse der Einwanderungsfamilien vor der eigenen Haustür zu erkunden.

Ein Stück weit ist der Stadtsoziologie der lange Atem in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts verloren gegangen. Im Versuch, die Nützlichkeit der »soziologischen Untersuchungen« zu demonstrieren, ist sie einerseits der Professionalisierung der Soziologie gefolgt und andererseits hat sie die Komplexität urbanen Lebens durch Metatheorien wie der »New Urban Sociology« zu ersetzen versucht. In beiderlei Hinsicht haben stadtsoziologische Forschungen eindrucksvolle Ergebnisse erzielen können. Die Spezialisierung auf bestimmte Phänomene der Stadt, insbesondere der Segregation, hat die Stadtsoziologie gleichzeitig auch wieder auf das Wesentliche zurückgeführt: der Kritik an Funktionalitäten, Bedürfnissen, Strukturen, Ideologien und Praktiken.

Auf dem Hintergrund einer offenen Forschungsagenda gelang der Stadtsoziologie ab den 1970er Jahren der Anschluss an verschiedene Diskurse, durch die sie schamlos konzeptionelle ›Raubzüge‹ betrieb. Literaturwissenschaften, *gender studies*, *cultural turn*, Semiotik und Diskurstheorien wurden von ihr heimgesucht. Eine gewisse Enttäuschung verblieb nach jeder Kursanpassung. Und schließlich trat in den 1990er Jahren mit der »Global City«-Debatte der Globalisierungsdiskurs in die Stadtsoziologie ein. Die Analyse städtischer Entwicklungen mit Hilfe des Globalisierungsbegriffes lag auf der Hand, doch der »Global City«-Ansatz scheint durch bestimmte Zutaten ein für die Fortentwicklung der Stadtsoziologie vergiftetes Geschenk zu sein. Er operiert auf einem konzeptionellen und epistemologischen Gebiet, das von positivistischen, strukturalistischen und essenzialistischen Vorstellungen umrahmt wird. Damit wird ein unhaltbarer holistischer Anspruch demonstriert. Der Zusammenhang zwischen Globalisierung und städtischen Gesellschaften kann nur dann erkenntnisbringend analysiert werden, wenn man nach den großen Erzählungen der Moderne und Postmoderne nicht wieder einem neuen, Einheitlichkeit versprechenden Diskurs verfällt.

Augenscheinlich verändert sich die Welt unserer Städte. Die Informations- und Kommunikationstechnologien transportieren und ermöglichen gesellschaftliche Veränderungsprozesse, die sich erst langsam in ihrem Umfang abzuzeichnen beginnen. Zu

früh ist es deshalb, um über eine neue soziale Spaltung als ›Konsequenz‹ der Globalisierung zu spekulieren. Sicherlich haben Ursachenkomplexe, die sich auf Aktivitäten im globalen Maßstab zurückführen lassen, einen Einfluss auf die soziale Struktur der Stadt. Die endlosen Rückkoppelungsschleifen zwischen globalen und lokalen Sozialstrukturen artikulieren sich in spezifischen städtischen Verhältnissen, die es weiterhin nach Netzwerken, Praktiken und Machtbeziehungen zu analysieren gilt. Das Neue hierbei – und dies stellt die eigentliche Innovation des Globalisierungsansatzes in der Stadtsoziologie dar – ist, dass es nicht mehr ausreicht, hierbei Agenturen und Akteure der lokalen, regionalen und nationalen Ebene zu berücksichtigen. Es ist in dieser Weise wahrscheinlich ertragreicher, von einer *transnationalen Stadtsoziologie* auszugehen, welche die Konzeption der *Glokalisierung* in einer Weise betreibt, mit der die Vernetzung »outside and within« der Städte als Ausgangspunkt genommen wird (Smith 1999: 120).

Die Stadtsoziologie kann den Impetus der Globalisierungstheorien für ihre eigene Forschung am besten nutzen, wenn sie sich Annahmen über den *global flow* gesellschaftlicher Prozesse anzunähern versucht. Die *Netzwerkgesellschaft* ist nicht das ein und alles, aber die Verflüssigung fester lokaler Strukturen durch den Einfluss transnationaler Bezüge steht außer Frage. Eine transnationale Stadtsoziologie hätte nach der Organisationsweise und der Raumproduktion der Netzwerke zu fragen. Jene die Grenzen des Nationalstaats überschreitenden Beziehungsgeflechte, die sich durch Kapitalinvestitionen, Migrationsmuster, kulturelle Zeichenwelten und multinationale Politiken ergeben, werden nicht unvermittelt an die Städte weitergegeben. Es entstehen vielmehr lokale Mediationsagenturen, welche die örtlichen Besonderheiten weltmarkt- bzw. weltgesellschaftlich kompatibel machen. Auf diese Weise werden Städte zu *translocalities*, in denen die Raumproduktion lokale wie globale Strukturen kommuniziert. Den Schlüssel für die Konstruktion translokaler Urbanität stellt die Lesbarkeit einer Stadt dar. Um in den globalen Strömen eine Bedeutung zu haben, müssen die Städte in die *Lingua franca* einer sich standardisierenden Semiotik des Städtebaus, der sozialen und kulturellen Angebote eingebettet sein. Dies leistet die welt-

weite Kultur- und Konsumindustrie, die das allgemeingültige Zeichenrepertoire für die unterschiedlichsten Sprachen und Erzählungen bereitstellt. Die globalisierte Urbanität beruht in dieser Weise auf dem Paradox, die kulturelle Ausdifferenzierung auf der Grundlage einer vereinheitlichenden Integrationstechnik – Konsum, *community*, Netzwerk, *translocality* – zu ermöglichen.

Reisen wird zu einer der wichtigsten Forschungstätigkeiten des Stadtsoziologen translokaler Städte werden. Hinter den etablierten Forschungsmethoden (ethnografisch, Fallstudien, statistische Erhebungen, Befragungen) wird sich ein großes globalisiertes Fragezeichen schieben: Haben die lokal beobachteten Erscheinungen nicht ihren Ursprung wo ganz anders? Da die Bezüge zu anderen Orten auf dem Globus kreuz und quer verlaufen, werden bedeutsame Beziehungsaspekte immer auch andernorts zu untersuchen seien. Damit ergeben sich ernsthafte Herausforderungen für die Konzeption von Forschungsvorhaben, die in der Regel mit der Eingrenzung des Untersuchungsgegenstandes beginnen. Diese Logik hatte schon Lefèbvre bezweifelt und deshalb gilt für eine translokale Stadtsoziologie, dass sie jeweils mit der Ausweitung der Forschungsfrage beginnen muss. Ansonsten droht die Gefahr, dass allzu schnell soziale Vorgänge als hausgemacht verstanden werden. Eine wichtige Hypothese wäre, dass es lokale Widerstände gegen die Mediation des *global flow* gibt und deshalb lokale Transformationsprobleme entstehen.

Die Translokalisierung der Stadt darf vor der Stadtsoziologie nicht Halt machen. Grenzgänger und kreative Soziologen, die sich in der mediatisierten und visualisierten Produktion von *translocalities* bewegen, werden die neuen Möglichkeiten durch ein ethnografisches Nomadentum zu nutzen wissen. Die Forschungslogik der translokalen Stadtsoziologie wird sich von dem Anspruch, eine einzelne Stadt untersuchen zu wollen, zu dem Anliegen verschieben, verschiedene Städte miteinander zu vergleichen. Erkenntnisstrategien sind translokal zu formulieren, so dass vergleichbare und unterschiedliche Konstruktionen von Netzwerken verdeutlichen können, in welcher Weise lokale Unterschiede global produziert werden. Dabei gilt es eine komparative Konzeption zugrunde zu legen, welche die historische Entwicklung der Städte mit ihren Machtverhältnissen, Identitäten und

sozialen Organisationen berücksichtigt. Schließlich geht es um die Frage, in welcher Weise die Translokalisierung des Einzelnen vonstatten geht. Hierbei gilt es den biografischen Spuren nachzugehen, die das Individuum – mit den Füßen in einer Stadt, der Kopf und das Herz aber über viele Orte verteilt – zu einem gesellschaftlichen Wesen machen.

- 1 Eine Auswahl findet sich in dem fünfbändigen Sammelwerk, den Ken Plummer (1997) herausgegeben hat. Eine Übersicht über einflussreiche Arbeiten liefert auch Tomasi (1998).
- 2 Burgess schlug vor, die Stadt in fünf konzentrische Kreise einzuteilen, um Idealtypen städtischer Nachbarschaften identifizieren zu können (Park/Burgess 1984). Zum Thema Stadtentwicklungsmodelle und der Weiterentwicklung siehe vor allem Hamm (1996).
- 3 Als Beispiel sei hier der Versuch Gassers (2002) angeführt, das Thema der Delinquenz in den Arbeiten der »Chicago School« neu zu lesen und für heutige Fragestellungen zu formulieren.
- 4 Hierzu gehört eine sich oftmals auf Le Corbusier berufende Architektur, die die Trennung von gewissen Sphären städtischen Lebens als einen Fortschritt der Stadtentwicklung und als Produkt der modernen Gesellschaft verstand (vgl. Frampton 2002). Diese auch in der »Charta von Athen« bereits formulierte Intention der modernen Stadt hatte einen universalistischen Anspruch und begriff sich als eine Avantgarde der Moderne (vgl. Padovan 2002).
- 5 Mit »WASP« bezeichnet man in den USA den »WhiteAnglosaxon Protestant«. Damit wird im allgemeinen Sprachgebrauch eine stereotype Figur konstruiert, die dem Sachverhalt zum Ausdruck bringen möchte, dass eine augenscheinlich hohe Korrelation zwischen Ethnizität, Lingualität, Kirchenzugehörigkeit und sozialer Position in der amerikanischen Gesellschaft vorzufinden ist.
- 6 Die *global city*-Forschung hat sich allerdings durch eine Vielzahl von Studien zu den unterschiedlichsten Teilgebieten weiterentwickelt, in denen auch dieser Kritik Rechnung getragen werden soll. Dessen ungeachtet spricht auch Peter Taylor (2003) von einer Krise des Ansatzes und suggeriert eine Forschung »beyond political economy«, womit sich auch die Perspektive für die in diesem Band angeregte Verknüpfung mit dem *cultural turn* ergeben würden. Taylors Arbeiten und die

des »Globalization and World City Study Group and Network« an der Universität Loughborough stellen in jedem Fall eine reiche empirische Informationsquelle innerhalb des Hierarchie-Diskurses dar (vgl. <http://www.lboro.ac.uk/gawc/>).

- Abu-Lughod, Janet (1961): »Migrant adjustment to city life«. In: *American Journal of Sociology* 67, S. 22-32.
- Abu-Lughod, Janet (1971): *Cairo: 1001 years of the city victorious*, Princeton: Princeton University Press.
- Abu-Lughod, Janet (1999): *America's global cities*, Minneapolis: University of Minnesota Press.
- Albrow, Martin (1996): *The Global Age*, Cambridge: Polity Press.
- Albrow, Martin et al. (1996): »The Impact of Globalization on Sociological Concepts. Community, culture and milieu«. In: John Eade (Hg.), *Living the Global City*, London: Routledge, S. 20-36.
- Amin, Ash (Hg.) (2000): *Post-Fordism: a reader*, Oxford: Blackwell.
- Appadurai, Arjan (1990): »Disjuncture and Difference in the Global Cultural Economy«. In: Mike Featherstone (Hg.), *Global Culture*, London: Sage, S. 295-310.
- Appadurai, Arjan (1995): »The production of locality«. In: Richard Fardon (Hg.), *Counterworks: managing the diversity of knowledge*, London: Routledge, S. 204-225.
- Ascher, François (2003): »The Third Urban Revolution of Modernity«. In: Frank Eckardt/Dieter Hassenpflug (Hg.), *Consumption and the Post-Industrial City*, Frankfurt a.M.: Peter Lang, S. 81-90.
- Barthes, Roland (1971): »Sémiologie et urbanisme«. In: *L'Architecture d'Aujourd'hui* 1, o. S.
- Basch, Linda/Glick Schiller, Nina/Szanton Blanc, Christina (1995): *Nations unbound*, Amsterdam: Gordon and Breach.
- Bauman, Zygmunt (1998): *Globalization: The Human Consequences*, New York: Columbia University Press.
- Bellow, Saul (1999): *Mosbys Memoiren*, Bergisch Gladbach: Lübbe.
- Benjamin, Walter (1955): *Einbahnstraße*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Benjamin, Walter (1971ff.): *Gesammelte Schriften*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Benjamin, Walter (1987): *Berliner Kindheit um neunzehnhundert*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

- Benjamin, Walter (2002): *Das Passagen-Werk*, 2 Bde., Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Benko, George/Lipietz, Alain (1995): »From the régulation of space to the space of régulation«. In: Robert Boyer/Yves Sauriol (Hg.), *Régulation Theory. The state of the art*, London, New York: Routledge, S. 190-196.
- Böhringer, Hannes (1995): »Die Philosophie des Geldes« als ästhetische Theorie«. In: Heinz-Jürgen Dahme/Otthein Rammstedt (Hg.), *Georg Simmel und die Moderne. Neue Interpretationen und Materialien*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 89-112.
- Boudon, Pierre (1977): »Sémiotique de l'espace«. In: *Communications* 27, S. 1-12.
- Bourdieu, Pierre (1982): *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre (1985): *Sozialer Raum und Klassen*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre (1992): *Rede und Antwort*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre (1999): *Die verborgenen Mechanismen der Macht*, Frankfurt a.M.: VSA.
- Bourdieu, Pierre et al. (1997): *Das Elend der Welt*, Konstanz: UVK.
- Bruhns, Hinnerik/Nippel, Wilfried (Hg.) (2000): *Max Weber und die Stadt im Kulturvergleich*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Calvino, Italo (2002): *Die unsichtbaren Städte*, München: dtv.
- Castells, Manuel (1977): *The urban question*, London: Arnold.
- Castells, Manuel (1983): *The City and the Grassroots*, Berkeley: University of California Press.
- Castells, Manuel (1989): *The Informational City*, Oxford, Cambridge: Blackwell.
- Castells, Manuel (2000): »Urban Sociology in the Twenty-first Century« In: Ida Susser (Hg.), *The Castells Reader on Cities and Social Theory*, Malden, Oxford: Blackwell, S. 390-406.
- Castells, Manuel (2001): *Das Informationszeitalter, Teil 1: Der Aufstieg der Netzwerkgesellschaft*, Opladen: Leske + Budrich.
- Castells, Manuel (2002a): *Das Informationszeitalter, Teil 2: Die Macht der Identität*, Opladen: Leske + Budrich.

- Castells, Manuel (2002b): *Das Informationszeitalter*, Teil 3: *Jahrtausendwende*, Opladen: Leske + Budrich.
- Chapoulie, Jean-Michel (1998): »Seventy years of fieldwork in sociology«. In: Luigi Tomasi (Hg.), *The tradition of the Chicago school of sociology*, Aldershot/Brookfield: Ashgate, S. 105-128.
- Choay, Françoise (1965): *L'urbanisme: Utopies et réalités*, Paris: Édition du soleil.
- Chomsky, Noam (1981): *Regeln und Repräsentationen*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Chon, Song-U (1985): *Max Webers Stadtkonzeption. Eine Studie zur Entwicklung des okzidentalen Bürgertums*, Göttingen: Edition Herodot.
- Cohen, Margaret (1995): *Profane illumination: Walter Benjamin and the Paris of surrealist revolution*, Berkeley: University of California Press.
- Cohen, Robin (1997): *Global diasporas*, Seattle: University of Washington Press.
- Collins, Patricia Hill (2000): *Black feminist thought: knowledge, consciousness, and the politics of empowerment*, New York: Routledge.
- Dangschat, Jens (1994): »Lebensstile in der Stadt«. In: ders./Jörg Blasius (Hg.), *Lebensstile in den Städten*, Opladen: Leske + Budrich, S. 335-354.
- Dangschat, Jens/Blasius, Jörg (Hg.) (1994): *Lebensstile in den Städten*, Opladen: Leske + Budrich.
- Davis, Mike (1992): »Fortress Los Angeles: The militarization of urban space«. In: Michael Sorkin (Hg.), *Variations on a theme park*, New York: Noonday, S. 154-180.
- Davis, Mike (2002): *Dead Cities: A Natural History*, New York: The New Press.
- De Certeau, Michel (1988): *Kunst des Handelns*, Berlin: Merve.
- Deleuze, Gilles/Guattari, Félix (1997): *Tausend Plateaus: Kapitalismus und Schizophrenie*, Berlin: Merve.
- Derrida, Jacques (1974): *Grammatologie*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Dickens, Peter (1990): *Urban Sociology*, New York: Harvester Wheatsheaf.

- Diner, Steven J. (1997): »Department and Discipline: The Department of Sociology at the University of Chicago«. In: Kenneth Plummer (Hg.), *The Chicago School. Critical Assessments*, Vol. II, London, New York: Routledge, S. 20-61.
- Di Stefano, Christine (1990): »Dilemmas of Difference: Feminism, Modernity, and Postmodernism«. In: Linda Nicholson (Hg.), *Feminism/Postmodernism*, New York: Routledge, S. 63-82.
- Dubet, François/Lapeyronnie, Didier (1994): *Im Aus der Vorstädte: Der Zerfall der demokratischen Gesellschaft*, Stuttgart: Klett-Cotta.
- Durkheim, Émile (1999a): *Über soziale Arbeitsteilung*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Durkheim, Émile (1999b): *Die Regeln der soziologischen Methode*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Dürschmidt, Jörg (1996): »The Delinking of locale and milieu«. In: John Eade (Hg.), *Living the Global City*, London: Routledge, S. 56-72.
- Eade, John (Hg.) (1996): *Living the Global City*, London: Routledge.
- Ebers, Nicola (1995): »Individualisierung«. *Georg Simmel – Norbert Elias – Ulrich Beck*, Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Eckardt, Frank (2001): *Rotterdam. Konturen einer globalisierten Stadt*, Münster: LIT.
- Eckardt, Frank (2002): *Eine periphere Gesellschaft*, Marburg: Tectum.
- Eckardt, Frank (2003): *Pim Fortuyn und die Niederlande. Populismus als Reaktion auf die Globalisierung*, Marburg: Tectum.
- Eckardt, Frank/Hassenpflug, Dieter (Hg.) (2003): *Consumption and the Post-Industrial City*, Frankfurt a.M.: Peter Lang.
- Eco, Umberto (1973): »Function and Sign: Semiotics of Architecture«. In: *Via 1*, S. 12-23.
- Elden, Stuart (2004): *Understanding Henri Lefèbvre*, New York: Continuum.
- Elias, Norbert/Scotson, John (1999): *Etablierte und Außenseiter*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Engbersen, Godfried/Leun, Joanne Van Der/Starling, Richard/Kehla, Jude (1999): *De onbekende stad 2. Inbedding en uitsluiting van illegale vreemdelingen*, Amsterdam: Boom.

- Fainstein, Susan S. et al. (1992): *Divided Cities*, Oxford, Cambridge: Blackwell.
- Flanagan, William G. (1995): *Urban Sociology. Images and Structure*, Boston et al.: Allyn and Bacon.
- Flusty, Steven/Dear, Michael (1999): »Invitation to a Postmodern Urbanism«. In: Robert A. Beauregard/Sophie Body-Gendrot (Hg.), *The Urban Moment*, Thousand Oaks et al.: Sage, S. 25-50.
- Foucault, Michel (1980): »Questions on Geography« In: Colin Gordon (Hg.), *Power/Knowledge: Selected Interviews and Other Writings 1972-1977*, Brighton: Harvester Press, S. 63-77.
- Foucault, Michel (1994): »Table rond du 20 mai 1978«. In: *Dits et Écrits* 3, S. 20-34.
- Foucault, Michel (2000): *Die Ordnung der Diskurse*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Frampton, Kenneth (2002): *Le Corbusier: Architect of the twentieth Century*, New York. Abrahms.
- Friedmann, John (1986): »The world city hypothesis«. In: *Development and Change* 17, S. 69-83.
- Frisby, David (1989): *Fragmente der Moderne. Georg Simmel, Siegfried Kracauer, Walter Benjamin*, Rheda-Wiedenbrück: Daedalus.
- Fröhlich, Gerhard (1994): »Kapital, Habitus, Feld, Symbol. Grundbegriffe der Kulturtheorie bei Pierre Bourdieu«. In: Ingo Mörth/Gerhard Fröhlich (Hg.), *Das symbolische Kapital der Lebensstile*, Frankfurt a.M.: Campus, S. 31-54.
- Gans, Herbert J. (1962): *The urban villager*, New York: Free Press.
- Garber, Judith/Turner, Robyne (Hg.) (1995): *Gender in Urban Research*, Thousand Oaks: Sage.
- Garreau, Joel (1991): *Edge city: Life on the new frontier*, New York: Doubleday.
- Gasser, Karin (2002): *Stadt und Delinquenz: theoretische und empirische Beiträge der Chicago School of Sociology 1920-1937*, Bern: Institut für Soziologie.
- Giddens, Anthony (1994): »Living in a post-traditional society«. In: ders. et al. (Hg.), *Reflexive Modernization: Politics, Tradition and Aesthetics in the Modern Social Order*, Cambridge: Polity Press, S. 17-54.

- Giddens, Anthony (2001): *Konsequenzen der Moderne*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Gilloch, Graeme (1996): *Myth and Metropolis. Walter Benjamin and the city*, Cambridge: Polity Press.
- Gold, Harry (1982): *The Sociology of Urban Life*, Englewood Cliffs: Prentice-Hall.
- Gottdiener, Mark (1986): »Culture, Ideology, and the Sign of the City«. In: ders./Alexandros Lagopoulos (Hg.), *The City and the Sign. An Introduction to Urban Semiotics*, New York: Columbia University Press, S. 202-218.
- Gottdiener, Mark (1994): *The New Urban Sociology*, New York: MacGraw-Hill.
- Gottdiener, Mark/Feagin, J.R. (1988): »The Paradigm Shift in Urban Sociology«. In: *Urban Affairs Quarterly* 24, S. 163-187.
- Goytisolo, Juan (2002): »Hymne auf den Großen Platz«. In: *Literaturen* 7/8, S. 34-35.
- Grange, Joseph (2000): *The City*, Albany: State of New York Press.
- Hägerstrand, Torsten (1967): *Innovation diffusion as a spatial process*, Chicago: University Press.
- Hamedinger, Alexander (1998): *Raum, Struktur und Handlung als Kategorien der Entwicklungstheorie*, Frankfurt a.M., New York: Campus.
- Hamm, Bernd (1996): *Siedlungs-, Umwelt- und Planungssoziologie*, Opladen: Leske + Budrich.
- Hannerz, Ulf (1996): *Transnational Connections*, London, New York: Routledge.
- Harker, Richard et al. (1990): *An introduction to the work of Pierre Bourdieu*, Basingstoke: Macmillan.
- Harvey, David (1973): *Social Justice and the City*, London: Arnold.
- Harvey, David (1985): *The Urbanization of Capital: Studies in the History and Theory of Capital Urbanization*, Baltimore: John Hopkins.
- Häußermann, Hartmut/Siebel, Walter (1987): *Neue Urbanität*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Häußermann, Hartmut/Siebel, Walter (Hg.) (1993): *Festivalisierung der Stadtpolitik*, Leviathan Sonderheft.

- Heitmeyer, Wilhelm (2002): »Gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit«. In: ders. (Hg.), *Deutsche Zustände*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 15-36.
- Heitmeyer, Wilhelm/Dollase, Rainer/Backes, Otto (Hg.) (1998): *Die Krise der Stadt*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Heitmeyer, Wilhelm/Anhut, Reimund (Hg.) (2000): *Bedrohte Stadtgesellschaft*, Weinheim, München: Juventa.
- Heitmeyer, Wilhelm/Loch, Dietmar (Hg.) (2001): *Schattenseiten der Globalisierung*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Hennig, Eike (1996): »Amsterdam, Frankfurt/Main und Los Angeles: Frgamentierte Stadträume und Stadtdiskurse«. In: *Das Argument* 5/6, S. 757-773.
- Hepp, Rolf-Dieter (2000): *Bourdieu, Sozioanalyse, Soziosemiotik*, Wien: ÖGS/ISSS.
- Hermann, Andrea (2001): *Ursachen des Ehtnozentrismus in Deutschland*, Opladen: Leske + Budrich.
- Hitzler, Ronald (1994): »Radikalisierte Praktiken der Distinktion. Zur Politisierung des Lebens in der Stadt«. In: Jens Dangschat/Jörg Blasius (Hg.), *Lebensstile in den Städten*, Opladen: Leske + Budrich, S. 47-58.
- Isin, Engin F. (2000): »Governing cities without government« In: ders. (Hg.), *Democracy, Citizenship and the Global City*, London, New York: Routledge, S. 148-168.
- Irwin, John (1977): *Scenes*, Beverly Hills: Sage.
- Joppke, Christian (1986): »The Cultural Dimension of Class Formation and Class Struggle«. In: *Berkeley Journal of Sociology* 31, S. 53-78.
- King, Anthony (1990): *Urbanism, Colonialism and the World-Economy*, London: Routledge.
- Kleger, Heinz (1996): *Metropolitane Transformation durch urbane Regime*, Amsterdam: Fakultas.
- Know, Paul (1997): »Globalization and Urban Economic Change«. In: David Wilson (Hg.), *Globalization and the Changing US City*, London: Sage, S. 17-27.
- Kofman, Eleonore/Lebas, Elizabeth (1996): »Introduction« In: dies. (Hg.), *Henri Lefebvre. Writings on Cities*, Oxford, Cambridge: Blackwell, S. 3-62.

- Krampen, Martin (1979): *Meaning in the urban environment*, London: Pion.
- Kronauer, Martin (2002): *Exklusion: Die Gefährdung des Sozialen im hoch entwickelten Kapitalismus*, Frankfurt a.M.: Campus.
- Kühnel, Steffen M./Schmidt, Peter (2002): »Orientierungslosigkeit. Ungünstige Effekte für schwache Gruppen«. In: Wilhelm Heitmeyer (2002), S. 83-95.
- Kunzmann, Klaus (1996): »Euro-megalopolis or Themepark Europe? Scenarios for European Spatial Development«. In: *International Planning Studies* 2, S. 143-163.
- Kurtz, Lester R. (1984): *Evaluating Chicago Sociology*, Chicago: University of Chicago Press.
- Lagopolous, Alexandros (1983): »Semiotic Urban Models and Modes of Production.« In: *Semiotica* 3/4, S. 51-77.
- Läpple, Dieter (1991): »Essay über den Raum. Für einen gesellschaftliches Raumkonzept«. In: Hartmut Häußermann et al. (Hg.), *Stadt und Raum*, Pfaffenweiler: Centaurus, S. 157-207.
- Leborgne, Danièle/Lipietz, Alain (1992): »Idées fausses et questions ouvertes de l'après-fordisme« In: *Espaces et sociétés* 66/67, S. 39-68.
- Ledrut, Raymond (1973): *Les images de la ville*, Paris: Édition Anthropos.
- Lefèbvre, Henri (1975): *Die Stadt im marxistischen Denken*, Ravensburg: Maier.
- Lefèbvre, Henri (1976): *Die Revolution der Städte*, München: Syndicat.
- Lefèbvre, Henri (1980): *Une pensée devenue monde. Faut-il abandonner Marx?* Paris: Fayard.
- Lefèbvre, Henri (1991): *The Production of Space*, Oxford: Blackwell.
- Le Galès, Patrick (2002): *European Cities. Social Conflicts and Governance*, Oxford: University Press.
- Lewis, Oscar (1961): *Tepoztlán*, New York: Holt, Rinehart & Winston.
- Lindner, Rolf (1990): *Die Entdeckung der Stadtkultur*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Little, Jo/Peake, Linda/Richardson, Pat (Hg.) (1988): *Women in Cities: Gender and the Built Environment*, New York: Macmillan.
- Lofland, Lyn (1973): *A World of Strangers*, New York: Basic-Books.

- Lofland, Lyn (1989): »The Morality of Urban Public Life«. In: *Places* 6, S. 18-23.
- Löw, Martina (2001): *Raumsoziologie*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas (1994): »Inklusion und Exklusion«. In: Helmut Berding (Hg.), *Nationales Bewusstsein und kollektive Identität*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 15-45.
- Lynch, Kevin (1965): *Das Bild der Stadt*, Berlin: Ullstein.
- Lyotard, Jean-Francois (1986): *Das postmoderne Wissen: ein Bericht*, Graz: Böhlau.
- Mahlmann, Regina (1983): *Homo duplex. Die Zweiheit des Menschen bei Georg Simmel*, Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Marcuse, Peter (1993): »Wohnen in New York«. In: Hartmut Häußermann/Walter Siebel (Hg.), *New York. Strukturen einer Metropole*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 205-239.
- Marcuse, Peter (1996): »Space and Race in the Post-Fordist City«. In: Enzo Mingione (Hg.), *Urban Poverty and the Underclass*, Oxford: Blackwell, S. 176-216.
- Marcuse, Peter (1997): »The enclave, the citadel, and the ghetto«. In: *Urban Affairs Review* 2, S. 228-264.
- Margolis, Maxine L. (1994): *Little Brazil: an ethnography of Brazilian immigrants in New York City*, Princeton: Princeton University Press.
- Marx, Karl/Engels, Friedrich (1956ff.): *Werke*, Berlin: Dietz.
- Massey, Douglas S./Denton, Nancy A. (1988): »The Dimensions of Residential Segregation«. In: *Social Forces* 76, S. 231-315.
- Matthiesen, Ulf (1998): »Milieus in der Transformation. Positionen und Anschlüsse«. In: ders. (Hg.), *Die Räume der Milieus*, Berlin: Edition Sigma, S. 17-82.
- Meier, Christian (Hg.) (1994): *Die okzidentale Stadt nach Max Weber*, München: Oldenbourg.
- Mele, Christopher (2000): *Selling the Lower East Side*, Minneapolis: University of Minnesota Press.
- Menninghaus, Winfried (1986): *Schwellenkunde. Walter Benjamins Passage des Mythos*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Merton, Robert K. (1995): *Soziologische Theorie und soziale Struktur*, Berlin: De Gruyter.
- Mingione, Enzo (Hg.) (1999): *Urban Poverty and the Underclass. A Reader*, Oxford: Blackwell.

- Morrill, Richard. L. (1965): »The Negro Ghetto: Problems and Alternatives«. In: *Geographical Review* 55, S. 339-361.
- Müller, Lothar (1988): »Die Großstadt als Ort der Moderne. Über Georg Simmel«. In: Klaus R. Scherpe (Hg.), *Die Unwirklichkeit der Städte*, Reinbeck: Rowohlt, S. 14-36.
- Müller, Hans-Peter (1992): *Sozialstruktur und Lebensstile*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Nassehi, Armin (1999): *Differenzierungsfolgen. Beiträge zur Soziologie der Moderne*, Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Nassehi, Armin (2002): »Dichte Räume. Städte als Synchronisations- und Inklusionsmaschinen«. In: Martina Löw (Hg.), *Differenzierungen des Städtischen*, Opladen: Leske + Buderich, S. 211-232.
- Neckel, Sighard (1991): *Status und Scham*, Frankfurt a.M.: Campus.
- Nijman, Jan (1995): »Wereldsteden in het proces van mondealising«. In: *Amsterdams Sociologisch Tijdschrift* 22, S. 206-224.
- O'Loughlin, John/Friedrichs, Jürgen (Hg) (1996): *Social Polarization in Post-Industrial Metropolis*, Berlin: De Gruyter.
- Oldenburg, Ray (1991): *The Great Good Place*, New York: Paragon House.
- Ostendorf, Wim/Schnell, Izhak (Hg.) (2002): *Studies in Segregation and Desegregation*, Aldershot: Ashgate.
- Padovan, Richard (2002): *Towards universality. London: Le Corbusier, Mies and De Styl*. London: Routledge.
- Pahl, Raymond E. (Hg.) (1975): *Whose city?* Harmondsworth: Penguin.
- Park, Robert E./Burgess, Ernest W. (1984): *The City: Suggestions for Investigation of Human Behaviour in the Urban Environment*, Chicago: Midway Reprint.
- Passeron, Jean-Claude (1986): »Theories of Socio-Cultural Reproduction«. In: *International Social Science Journal* 4, S. 619-629.
- Peach, Ceri (1975): *Urban Social Segregation*, London: Longman.
- Peirce, Charles S. (2000): *Semiotische Schriften*, 3 Bände, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Piore, Michael J./Sabel, Charles F. (1984): *The Second Industrial Divide*, New York: Basic Books.

- Plummer, Ken (Hg.) (1997): *The Chicago School. Critical Assessments*, London, New York: Routledge.
- Pocock, Douglas/Hudson, Ray (1978): *Images of the Urban Environment*, London: Macmillan.
- Rabinow, Paul (1984): »Space, Knowledge, and Power«. In: ders. (Hg.), *The Foucault Reader*, New York: Pantheon Books, S. 239-256.
- Relph, Edward (1987): *The modern urban landscape*, Baltimore: John Hopkins University Press.
- Rémy, Jean (1997): *Georg Simmel: ville et modernité*. L'Harmattan: Paris.
- Ritzer, George (1998): *Die McDonaldisierung der Gesellschaft*, Frankfurt a.M.: Fischer.
- Robertson, Roland (1992): *Globalization*, London: Sage.
- Rose, Nicolas (2000): »Tod des Sozialen? Eine Neubestimmung der Grenzen des Regierens«. In: Ulrich Bröckling et al. (Hg.), *Gouvernementalität der Gegenwart*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 72-109.
- Rosenlund, Lennart (1996): »Cultural Change in a Norwegian Urban Community«. In: *International Journal of Contemporary Sociology* 2, S. 211-236.
- Sassen, Saskia (1991): *The Global City*, New York, London, Tokyo, Princeton: Princeton University Press.
- Sassen, Saskia (1993): »Global City: Internationale Verflechtungen und ihre innerstädtischen Effekte«. In: Hartmut Häußermann/Walter Siebel (Hg.), *New York. Strukturen einer Metropole*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 78-92.
- Sassen, Saskia (1995): »Metropole: Grenzen eines Begriffes«. In: Gotthard Fuchs et al. (Hg.), *Mythos Metropole*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 165-177.
- Sassen, Saskia (Hg.) (2002): *Global networks, linked cities*, New York, London: Routledge.
- Saunders, Peter (1979): *Urban Politics: A Sociological Interpretation*, London: Hutchinson.
- Saunders, Peter (1987): *Soziologie der Stadt*, Frankfurt a.M.: Campus.
- Saussure, Ferdinand de (1931): *Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft*, Berlin: De Gruyter.

- Scaglia, Antonio (2001): *Max Webers Idealtypus der nichtlegitimen Herrschaft*, Opladen: Leske + Buderich.
- Schmid, Christian (2002): *Stadt, Raum und Gesellschaft: Henri Lefebvre und die Theorie der Produktion des Raumes*, Dissertation, Universität Saarbrücken.
- Schnell, Izhak (2002): »Segregation in Everyday Life Spaces: A Conceptual Framework«. In: Wim Ostendorf/Izhak Schnell (Hg.), *Studies in Segregation and Desegregation*, Aldershot: Ashgate, S. 39-67.
- Schumann, Roswitha (1987): »Fühlen, Gefühle und die lebendige Erfahrung von Wirklichkeit bei Georg Simmel« In: dies./ Franz Stimmer (Hg.), *Soziologie der Gefühle. Zur Rationalität und Emotionalität sozialen Handelns*, München: Sozialforschungsinstitut, S. 31-54.
- Scott, Allen J. (1998): *Regions and the World Economy*, Oxford: Oxford University Press.
- Shevsky, Eshref/Bell, Wendell (1955): *Social Area Analysis*, Los Angeles: Stanford.
- Shields, Rob (1995): »A Guide to Urban Representation and What to Do About It: Alternative Traditions of Urban Theory« In: Anthony D. King (Hg.), *Re-Presenting the City*, London: MacMillan Press, S. 227-252.
- Sibley, David (1995): *Geographies of Exclusion*, London: Routledge.
- Simmel, Georg (1983): *Philosophische Kultur*, Berlin: Wagenbach.
- Simmel, Georg (1995-1999): *Georg Simmel Gesamtausgabe*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Simon, Jonathan (2000): »Miami: Governing the City through Crime«. In: Mario Polèse/Richard Stren (Hg.), *The Social Sustainability of Cities*, Toronto: University of Toronto Press, S. 98-122.
- Severts, Thomas (2001): *Zwischenstadt: zwischen Ort und Welt, Raum und Zeit, Stadt und Land*, Gütersloh: Bertelsmann.
- Smith, Michael P. (1999): »Transnationalism and the City«. In: Robert A. Bearegard/Sophie Body-Gendrot (Hg.), *The Urban Moment*, Thousand Oaks et al.: Sage, S. 119-140.
- Soja, Edward (1989): *Postmodern Geographies: The Reassertion of Space in Critical Social Theory*, London: Verso.
- Soja, Edward (1996): *Thirdspace*, Cambridge: Blackwell.

- Soja, Edward (2000): *Postmetropolis. Critical studies of cities and regions*, Oxford: Blackwell.
- Stichweh, Rudolf (2000): *Die Weltgesellschaft. Soziologische Analysen*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Stiftung Bauhaus Dessau (Hg.) (1995): *Zukunft aus Amerika*, Dessau, Aachen: Eigenverlag.
- Stokvis, Willemijn (1998): *Cobra: An international movement in art after the Second World War*. New York: Rizzoli.
- Storper, Michael (1997): *The Regional World*, New York: Guilford Press.
- Sturm, Gabriele (2000): *Wege zum Raum*, Opladen: Leske + Budrich.
- Subban, Jennifer/Young, Alma (2000): »Boundaries Cracked: Gendering Literacy, Empowering Women, Building Community« In: Kristine Miranne/Alma Young (Hg.), *Gendering the City*, Lanham et al.: Rowman & Littlefield, S. 89-104.
- Taylor, Peter (2003): *World City Network: A Global Urban Analysis*. London: Routledge.
- Teschke, Henning (2000): *Proust und Benjamin: unwillkürliche Erinnerung und dialektisches Bild*, Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Thomas, William I./Zaniecki, Florian (1919): *The Polish peasant in Europa and in America*, Boston: Gorham Press.
- Tomasi, Luigi (Hg.) (1998): *The tradition of the Chicago School of sociology*, Aldershot/Brookfield: Ashgate.
- Tönnies, Ferdinand (1887): *Gemeinschaft und Gesellschaft: Abhandlung des Communismus und des Socialismus als empirischer Culturformen*, Leipzig: Fues.
- Urry, John (1985): »Social Relations, Space and Time« In: ders./Derek Gregory (Hg.), *Social Relations and Spatical Structures*, London: MacMillan, S. 20-48.
- Vester, Michael (2002): *Soziale Milieus im gesellschaftlichen Strukturwandel* Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Wacquant, Loic (1998): »Drei irreführende Prämissen bei der Untersuchung der amerikanischen Ghettos«. In: Wilhem Heitmeyer/Rainer Dollase/Otto Backes (Hg.), *Die Krise der Stadt*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 194-210.
- Waters, Malcolm (1995): *Globalization*, London: Routledge.

- Weber, Max (2000): *Die Stadt*, MWS I/22-5. Tübingen: Mohr Siebeck.
- Weber, Max (2001): *Gesamtausgabe*, Tübingen: Mohr Siebeck.
- Wehrheim, Jan (2002): *Die überwachte Stadt*, Opladen: Leske + Budrich.
- Werlen, Benno (1988): *Gesellschaft, Handlung und Raum*, Stuttgart: Steiner.
- Wigley, Mark (1993): *The architecture of deconstruction: Derrida's haunt*, Cambridge: MIT Press.
- Wilson, William J. (1987): *The Truly Disadvantaged. The Inner City, the Underclass, and Public Policy*, Chicago: University of Chicago Press.
- Wilson, William J. (1997): *When Work Disappears. The World of the New Urban Poor*, New York: Vintage.
- Wirth, Louis (1938): »Urbanism as a Way of Life«. In: *American Journal of Sociology* 44, S. 1-24.
- Wynne, Derek (1992): *The Culture Industry*, Swindon: Avebury.
- Wynne, Derek/O'Connor, Justin (2003): »Consumption and the Post-Industrial City«. In: Frank Eckardt/Dieter Hassenpflug (Hg.), *Consumption and the Post-Industrial City*, Frankfurt a.M.: Peter Lang, S. 55-70.
- Young, Jock (1999): *The Exclusive Society*, London, Thousand Oaks, New Delhi: Sage.
- Zorbaugh, Harvey W. (1948): *The Gold Coast and the Slum: a sociological study of Chicago's near north side*, Chicago: University Press.
- Zukin, Sharon (1995): *The Cultures of Cities*, Cambridge: Blackwell.
- Zukin, Sharon et al. (1998): »From Coney Island to Las Vegas in the Urban Imaginary« In: *Urban Affairs Review* 5, S. 627-654.

Bibliothek dialektischer Grundbegriffe

Michael Weingarten
Sterben (bio-ethisch)

Mai 2004, 54 Seiten,
kart., 7,60 €,
ISBN: 3-89942-186-8

Hermann Klenner
Recht und Unrecht

April 2004, 56 Seiten,
kart., 7,60 €,
ISBN: 3-89942-185-X

Jörg Zimmer
Reflexion

2003, 52 Seiten,
kart., 7,60 €,
ISBN: 3-89942-166-3

Thomas Metscher
Mimesis

2003, 52 Seiten,
kart., 7,60 €,
ISBN: 3-89942-165-5

Michael Weingarten
Wahrnehmen

2003, 52 Seiten,
kart., 7,60 €,
ISBN: 3-89942-125-6

Volker Schürmann
Muße

2003, 52 Seiten,
kart., 7,60 €,
ISBN: 3-89942-124-8

Michael Weingarten
Leben (bio-ethisch)

2003, 52 Seiten,
kart., 7,60 €,
ISBN: 3-933127-96-3

Angelica Nuzzo
System

2003, 52 Seiten,
kart., 7,60 €,
ISBN: 3-89942-121-3

Jörg Zimmer
Metapher

2003, 52 Seiten,
kart., 7,60 €,
ISBN: 3-89942-123-X

Hans Heinz Holz
Widerspiegelung

2003, 82 Seiten,
kart., 10,80 €,
ISBN: 3-89942-122-1

Christoph Hubig
Mittel

2002, 52 Seiten,
kart., 7,60 €,
ISBN: 3-933127-91-2

Werner Rügemer
arm und reich

2002, 52 Seiten,
kart., 7,60 €,
ISBN: 3-933127-92-0

Renate Wahsner
Naturwissenschaft

2002, 52 Seiten,
kart., 7,60 €,
ISBN: 3-933127-95-5

**Leseproben und weitere Informationen finden Sie unter:
www.transcript-verlag.de**

Einsichten. Themen der Soziologie

Frank Eckardt

Soziologie der Stadt

Juni 2004, 132 Seiten,

kart., 12,00 €,

ISBN: 3-89942-145-0

Gabriele Abels, Alfons Bora

Demokratische Technik- bewertung

Juni 2004, 142 Seiten,

kart., 12,80 €,

ISBN: 3-89942-188-4

Stefan Kühl

Arbeits- und Industriesoziologie

Mai 2004, 182 Seiten,

kart., 13,80 €,

ISBN: 3-89942-189-2

Rainer Schützeichel

Historische Soziologie

Mai 2004, 142 Seiten,

kart., 12,80 €,

ISBN: 3-89942-190-6

Hannelore Bublitz

Diskurs

2003, 122 Seiten,

kart., 11,50 €,

ISBN: 3-89942-128-0

Ansgar Thiel

Soziale Konflikte

2003, 102 Seiten,

kart., 10,50 €,

ISBN: 3-933127-21-1

Peter Weingart

Wissenschaftssoziologie

2003, 172 Seiten,

kart., 13,80 €,

ISBN: 3-933127-37-8

Beate Kraus, Gunter Gebauer

Habitus

2002, 94 Seiten,

kart., 10,50 €,

ISBN: 3-933127-17-3

Thomas Kurtz

Berufssoziologie

2002, 92 Seiten,

kart., 10,50 €,

ISBN: 3-933127-50-5

Stefanie Eifler

Kriminalsoziologie

2002, 108 Seiten,

kart., 10,50 €,

ISBN: 3-933127-62-9

Jörg Dürrschmidt

Globalisierung

2002, 132 Seiten,

kart., 12,00 €,

ISBN: 3-933127-10-6

Leseproben und weitere Informationen finden Sie unter:

www.transcript-verlag.de

Einsichten. Themen der Soziologie

Martin Endreß

Vertrauen

2002, 110 Seiten,

kart., 10,50 €,

ISBN: 3-933127-78-5

Theresa Wobbe

Weltgesellschaft

2000, 100 Seiten,

kart., 10,50 €,

ISBN: 3-933127-13-0

Paul B. Hill

Rational-Choice-Theorie

2002, 92 Seiten,

kart., 9,50 €,

ISBN: 3-933127-30-0

Raimund Hasse, Georg Krücken

Neo-Institutionalismus

2000, 86 Seiten,

kart., 10,50 €,

ISBN: 3-933127-28-9

Gunnar Stollberg

Medizinsoziologie

2001, 100 Seiten,

kart., 10,50 €,

ISBN: 3-933127-26-2

Volkhard Krech

Religionssoziologie

1999, 100 Seiten,

kart., 10,50 €,

ISBN: 3-933127-07-6

Ludger Pries

Internationale Migration

2001, 84 Seiten,

kart., 9,50 €,

ISBN: 3-933127-27-0

Uwe Schimank, Ute Volkmann

Gesellschaftliche Differenzierung

1999, 60 Seiten,

kart., 9,00 €,

ISBN: 3-933127-06-8

Klaus Peter Japp

Risiko

2000, 128 Seiten,

kart., 12,00 €,

ISBN: 3-933127-12-2

Sabine Maasen

Wissenssoziologie

1999, 94 Seiten,

kart., 10,50 €,

ISBN: 3-933127-08-4

Urs Stäheli

Poststrukturalistische Soziologien

2000, 88 Seiten,

kart., 10,50 €,

ISBN: 3-933127-11-4

Leseproben und weitere Informationen finden Sie unter:

www.transcript-verlag.de

Oldenbourg



Einladung zum Probeabonnement

Preise 2003:

Einzelheft € 38,-

Jahresabo (4 Hefte) € 114,-

Studenten und Mitglieder des
Soziologenverbandes € 49,80

Alle Preise verstehen sich

zzgl. Versandkosten

Unser Angebot:

Zwei aktuelle Hefte im Probeabonnement für € 18,50

Ja, ich bestelle:

- ein Probeabonnement der »Soziologischen Revue« (2 Hefte, Jg. 2003) für nur € 18,50 (zzgl. Versand). Das Abonnement wird zu regulären Bedingungen weitergeführt, wenn ich es nicht innerhalb von drei Wochen nach Erhalt des zweiten Heftes abbestelle (Postkarte genügt).
- ein Abonnement der »Soziologischen Revue« für € 114,- (für Studenten und Mitglieder des Soziologenverbandes € 49,80).

Anschrift: _____

Datum/Unterschrift

Ihre Bestellung richten Sie bitte an Ihren Fachbuchhändler oder per Fax an: Oldenbourg Wissenschaftsverlag, ++49 89 / 450 51-266